



MASTERARBEIT | MASTER'S THESIS

Titel | Title

Stadt von unten: Nicht-definierte Orte, informelle Nutzung,
Gentrifizierung und urbane Gerechtigkeit in Wien

verfasst von | submitted by

Vincent Xaver Gscheidlinger BA

angestrebter akademischer Grad | in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien | Vienna, 2025

Studienkennzahl lt. Studienblatt | Degree
programme code as it appears on the
student record sheet:

UA 066 810

Studienrichtung lt. Studienblatt | Degree
programme as it appears on the student
record sheet:

Masterstudium Kultur- und Sozialanthropologie

Betreut von | Supervisor:

Univ.-Doz. Dr. Marie-France Chevron

Abstract

Die vorliegende Masterarbeit untersucht informelle Nutzungen sogenannter „nicht-definierter Orte“ in Wien als Widerstandsformen gegen städtische Kontrolle und Gentrifizierungsdruck. Anhand sechs analysierter Fallbeispielen versuche ich zu zeigen, wie sich marginalisierte Gruppen urbane Zwischenräume temporär aneignen und dadurch Fragen zu Teilhabe, Sichtbarkeit und sozialer Gerechtigkeit aufwerfen.

Theoretisch stützt sich die Arbeit auf Lefebvres Raumproduktion, de Certeaus taktische Alltagspraktiken und kritische Stadtforschung. Methodisch werden ethnographische Feldarbeit, wiederholte Beobachtungen, Gespräche und visuelle Dokumentation kombiniert.

Meine Ergebnisse verdeutlichen, dass nicht-definierte Orte soziale Bedeutung schaffen, Netzwerke fördern und normative Stadtordnungen herausfordern. Am Beispiel Wiens wird erkenntlich, dass sozial orientierte Planung und Regulierung marktwirtschaftlicher Kräfte die Erhaltung solcher Räume unterstützt. Nicht-definierte Orte sind zentrale Indikatoren für die Balance zwischen Planung, Marktinteressen und sozialen Bedürfnissen einer vielfältigen Gesellschaft und tragen zu einer inklusiven, resilienten Stadt bei.

Inhalt

Einleitung und Einführung in die Fragestellung.....	3
Beschreibung des Forschungsfeldes und Methodologie	9
Theoretischer Hintergrund.....	12
1. Ethnographische Grundhaltung und Arbeit im Feld	13
2. Systematisierung durch ortsbezogene Fallstudien	14
3. Raum als soziales Produkt.....	16
4. Visuelle und materiell-semiotische Zugänge	17
Auswahlkriterien meiner Beispiele	19
Beispiel 1: Ottakringer Straße.....	23
Abbildungen Beispiel 1.....	25
Beispiel 2: Veronikagasse 1160:.....	27
Abbildungen zu Beispiel 2.....	29
Beispiel 3: Beginn Herndl gasse ab Ecke Gudrunstraße bis Wielandpark	31
Abbildungen Beispiel 3.....	34
Beispiel 4: U6 Station Gumpendorfer Straße und Umgebung	36
Abbildungen Beispiel 4.....	39
Beispiel 5: Areal Richard-Waldemar-Park / U4 Pilgramgasse	41
Abbildungen Beispiel 5.....	44
Beispiel 6: Antonspark, Favoriten	47
Abbildungen Beispiel 6.....	50
Nicht-definierte Orte als urbane Zwischenräume – Informelle Nutzung im Kontext städtischer Kontrolle und Gentrifizierung.....	53
Gruppe 1: Nicht-definierte Kleinstorte mit informeller Nutzung	55
Gruppe 2: Nicht-definierte Orte als Teile öffentlich sichtbarer Konflikträume.....	58
Zwischen Baustelle und Rand: Aneignung, Verdrängung und das Recht auf Stadt.....	62
1. Randlagerung: Aneignung an den Grenzen definierter Orte	62
2. Gentrifizierung, Verdrängung und die symbolische Ordnung der Stadt	63
3. Informelle Aneignung als widerständige Praxis.....	65
4. Das "Recht auf Stadt" als politische Forderung.....	66
5. Randzonen als Mikrosphären urbaner Aushandlung.....	67
6. Politische Konsequenz: Sichtbarkeit, Teilhabe, Raumgerechtigkeit	69
Der Sonderfall Wien	71
Kritische Haltung und gelingender Ausgleich.....	73
Nicht-definierte Räume als Ausdruck urbaner Balance.....	76

Zusammenschau und Ausblick	78
Ausblick: Konkretisierung und Vertiefung der Untersuchung informeller Nutzungen nicht- definierter Orte in Wien.....	82
Glossar.....	85
Quellenangaben.....	86
Literatur:	86
Zeitungsartikel:	91
Hilfsmittelverzeichnis	93
Anhang.....	94

Einleitung und Einführung in die Fragestellung

Meine Arbeit untersucht informelle Nutzungen urbaner Zwischenräume als „Nicht-definierte Orte“ in Wien und analysiert sie als Ausdruck sozialer Aushandlungsprozesse. Im Spannungsfeld zwischen alltäglicher Aneignung und städtischer Kontrolle zeigen sechs Fallbeispiele, drei davon kaum sichtbare Kleinstorte und drei öffentlich wahrnehmbare Konflikträume, wie marginalisierte Gruppen durch pragmatische Nutzung städtischer Randzonen temporäre Lebensräume schaffen. Diese Praktiken verweisen auf zentrale Konzepte kritischer Stadtforschung, wie Lefebvres „Recht auf Stadt“ (1991), Butlers Theorie der Sichtbarkeit (2009) und de Certeaus Idee des taktischen Handelns (1984). Die zunehmende Regulierung dieser Orte im Zuge von Gentrifizierungsmaßnahmen verdeutlicht strukturelle Verdrängungsmechanismen. Informelle Aneignung wird damit als widerständige Praxis sichtbar, die zentrale Fragen nach Teilhabe, Raumgerechtigkeit und urbaner Demokratie aufwirft. Um diesem komplexen Phänomen gerecht zu werden, möchte ich in der Masterarbeit folgender Forschungsfrage nachgehen: „Wie verändern informelle Aneignungen „Nicht-definierter Orte“ das Verständnis von Teilhabe, Sichtbarkeit und Gerechtigkeit im Kontext städtischer Kontrolle und Gentrifizierung?“

Ursprünglich entstand die Idee zu meiner Arbeit durch ein hochwertiges, populärwissenschaftliches Werk zur Astrophysik: Kip Thornes „Black Holes and Time Warps: Einstein's Outrageous Legacy“ (1994). Speziell Thornes Auseinandersetzung mit der Masseentwicklung bei Neutronensternen und die darin beschriebene Volatilität von Elektronen war dabei essenziell. Steigender Druck von außen führt dabei nicht zur klassisch erwartbaren Implosion des Sterns, sondern erzeugt ein gegenteiliges Phänomen. Die immer weiter verdichteten Elektronen beginnen, sich immer schneller und „aufgebrachter“ zu bewegen, was in steigendem Druck von innen nach außen mündet. Auf den ersten Blick zeigt sich so eine paradoxe Gegenreaktion dar.

Die Kurve, welche Kompression und Expansion von Materie beschreibt, ist trotz der klassischen Erwartung, weder linear noch intuitiv; das heißt, sie folgt weder einem kontinuierlichen noch exponentiellen Verlauf. Meine Grundidee dabei bezieht sich auf die Harrison-Wheeler Gleichung des Zustands für kalte, tote Materie, eine ausführlichere Betrachtung dieser findet sich im Anhang 1 der Arbeit. Im Wesentlichen geht es um die Unvorhersehbarkeit von Anpassungsverhalten innerhalb eines Systems, das wachsendem Druck von außen ausgesetzt ist. Meine Metapher zieht dabei Parallelen zwischen den Teilchen

im Kerninneren und marginalisierten Personengruppen im urbanen Raum. Beide weisen bedeutsame sowie überraschende Fähigkeiten zur Anpassung auf; Was also, wenn auch Teile urbanen Raums, etwa marginalisierte, nicht-definierte Räume, auf räumliche Kompression reagieren, indem sie eine Art energetischen Gegendruck erzeugen?

Die daraus erwachsenden strukturellen Analogien möchte ich im Folgenden zeigen. Nicht-definierte Flächen im urbanen Raum verhalten sich mitunter wie die Elektronen im Neutronenstern. Sie geben nicht einfach nach oder verschwinden, sondern entfalten unter Druck Widerstandspotentiale, Mobilität oder kreative Ausweichlogiken. Ihre Überlebensfähigkeit ergibt sich, ähnlich wie in Thornes Modell, nicht aus Stabilität, sondern aus ständiger Reaktionsbereitschaft und Dynamik.

Ganz ähnlich verhalten sich marginalisierte Gruppen im öffentlichen Raum der Stadt. Die „Nicht-definierten Räume“, welche sie selbst durch unterschiedliche Vorgehensweisen temporär besetzen, gleichen einem adaptiven Widerstandsverhalten. Während der Stern durch Energieeinwirkung unter Verdichtungsdruck gerät, passiert dies im uns umgebenden Raum unter anderem durch Bedeutungszuschreibungen beginnend mit Raumplanung und Flächenwidmungen. Je urbaner nun ein Raum wird, desto mehr definitorische Attribute und Regulierungen sind zu finden. Sie schichten sich nach und nach sedimentartig aufeinander. In beiden Fällen steigt so der äußere Druck und komprimiert den Kern zunehmend. Bei Neutronensternen kommt es an gewissen Punkten in diesem Prozess, abhängig von ihren Eigenschaften, zu gegenläufigen Reaktionen. Durch die starke Kompression nehmen die kinetische Energie und der Entartungsdruck der Elektronen im Materiegas stark zu. Dieser Elektronendruck wirkt dem von außen wirkenden Gravitationsdruck entgegen und stabilisiert so das Objekt gegen den Kollaps. Im Wesentlichen gelingt es steigendem Druck von außen nicht, den Körper des Sterns zur Implosion zu bringen; die Verdichtung auf Null bleibt aus. Das gleiche Phänomen beobachte ich bei Nicht-definierten Orten, sie werden komprimiert, verdrängt, tauchen auf und verschwinden in unregelmäßigen Abständen, sind jedoch immer vorhanden.

Ohne Anspruch auf exakte wissenschaftliche Korrektheit stellt Thornes Darstellung den illustrativen Beginn für den Umgang mit einigen Bereichen des öffentlichen Raums in Wien dar. Diese schematische Darstellung mit einer beigegestellten Graphik fasst meine Ausgangsüberlegung, die zur Bildung meiner Analogie führte, zusammen:

Aspekt	Neutronenstern	Urbane(r) Raum (marginalisierte Zonen)
Externe Krafteinwirkung	Gravitation / massiver äußerer Druck durch eigene Masse	Verdichtung des Stadtraums (z. B. durch Investitionen, Bauprojekte, Gentrifizierung)
Innere Struktur	Elektronen und Neutronen im extrem verdichteten Zustand	Restflächen, Brachen, ungenutzte oder zweckentfremdete Räume
Erwartetes Verhalten	Klassisch: vollständige Implosion	Klassisch: Verdrängung, Verschwinden, Nutzungswandel
Tatsächliche Reaktion	Elektronen erzeugen durch ihre Bewegung inneren Gegendruck	Räume reagieren durch Selbstorganisation, Zwischennutzung, kreative Aneignung
Dynamik / Kurvenverlauf	Nichtlinear, dynamisches Gleichgewicht zw. Druck & Gegendruck	Nichtlinear, räumliche Fluktuation, emergente Strukturen
„Überlebensstrategie“	Reaktionsfähigkeit, kinetische Energie, Bewegung	Temporäre Anpassung, Nutzungsoffenheit, soziale Netzwerke
Ergebnis	Erhalt des Gleichgewichts trotz extremer Bedingungen	Fortbestehen urbaner Nischen trotz Verdrängungsdruck
Analoge Metapher	Elektronen als widerständige Mikroeinheiten	Menschen, Initiativen, Nutzungen als „energetische“ Elemente des Raums

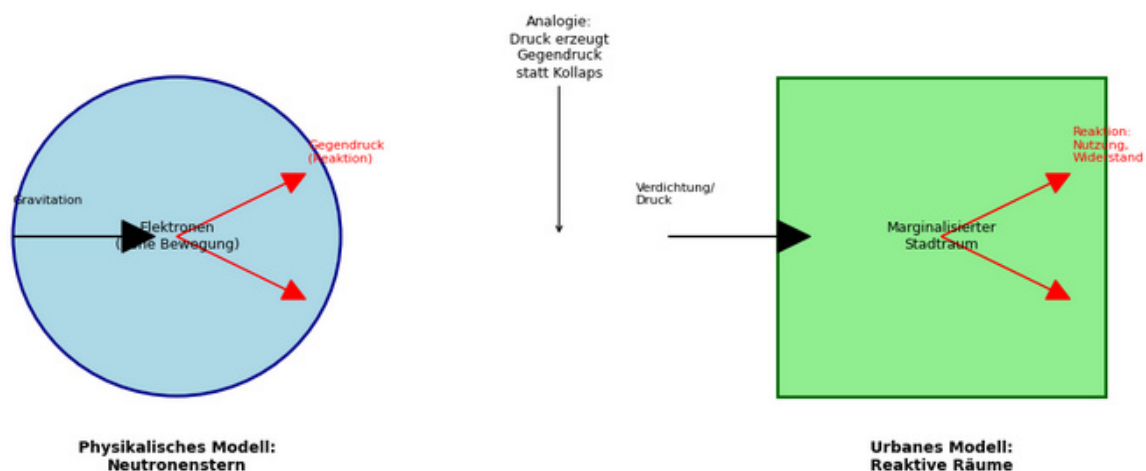


Abbildung 1: Eine illustrative Vereinfachung meiner Grundidee des Vergleichs von Stern und Stadt.

Die Analogie aus dem Bereich der Physik war für mich wichtig, denn sie eröffnete mir neue Perspektiven im Hinblick auf die Produktion von Raum im urbanen Modell. Das erinnerte mich an eine vor einigen Jahren verfasste Seminararbeit zu einem Modell der sedimentartigen Bedeutungsproduktion im urbanen Raum. Auch hier ist zuerst die Annahme einer stetig steigenden Kurve gegenwärtig, wird aber dann von der Realität nicht in jedem Bezugssystem bestätigt. Zudem eignet sich die Analogie der Druckentwicklung auch auf die Anwendung im urbanen Kontext und der Konstitution von Bedeutungsgeflechten, die sich zunehmend übereinander lagern. Dieses Aufschichten steht zuerst für den zunehmenden Druck auf die darunterliegenden jeweiligen Flächen. Es gibt nun unterschiedliche Möglichkeiten wie diese einzelnen Kategorien sich zueinander verhalten. Sie können einander nur ergänzen, und rein konstruktiv zu einer dichteren Beanspruchung führen: Es gibt in diesem Fall eine Vielzahl unterschiedlichen Determinanten für einen bestimmten Raum, die idealerweise nicht in direkter Konkurrenz zueinanderstehen; ein Beispiel könnte eine Grünfläche mit genügend Platz für diverse Nutzer*innengruppen sein. Dem gegenüber steht eine rivalisierende Art des Nebeneinanders, wenn unterschiedliche Interessen denselben Raum beanspruchen; hier bieten sich Verkehrsflächen mit als Illustration an. Grundsätzlich ist, wie sich zeigen wird, an Orten mit vielen unterschiedlichen Ansprüchen zumeist eine Mischform aus beiden anzutreffen.

Meine Arbeit entsteht aus der Überzeugung und Beobachtung, dass nicht-definierte Flächen und Räume ein notwendiges Nebenprodukt urbaner Entwicklung in Wien sind. Ausgehend von der Fläche als Sammelbegriff physikalischer Eigenschaften wie Form, Material, Aussehen und weiter als geographischer Einbettung in die Umgebung entsteht durch die menschliche Nutzung ein mehrdimensionaler Raum. Kennzeichnend für die gegenständlichen Produkte ist deren Nischenstatus und Unsichtbarkeit, die fälschlicherweise als Inexistenz ausgelegt werden könnte, welche sie zu einem Negativ des öffentlich-urbanen Raums werden lässt. Diese nicht-definierten Flächen und Räume trotzen technischen Plänen ebenso wie der sich auf Vollständigkeit berufenden Raumplanung und -Ordnung. Sie sind keine zugestandenen Freiräume, sondern sind durch Abwesenheit eindeutiger Interessen, beispielsweise Verkehr, Bauwesen oder Erholungsflächen, entstandene Inseln. Sie sind daher zu keiner gesellschaftlich anerkannten Verwendung bestimmt, werden auch aufgrund ihrer oft mangelhaften ökonomischen Verwertbarkeit vernachlässigt. Viele von ihnen bestehen nur kurze Zeit als kleine Inseln in der sonst durcharrangierten Geographie der Stadt, andere haben institutionellen Charakter und fallen erst richtig auf, wenn sie nicht mehr da sind.

Ziel meiner Auseinandersetzung mit diesen nicht-definierten Flächen ist es, diese Nische im Dschungel des über Jahrhunderte verdichtenden Flächen- und Raumteppichs im urbanen Raum besser sichtbar zu machen. Unterschiedlichste Wissenschaften konzipieren aus verschiedenen Interessenslagen und Motivationen immer neue Definitionen für Teile des Raums und erhöhen damit den Druck auf alles nicht-definierte im urbanen Raum. Vereinfacht dargestellt können nicht-definierte Räume als die Fläche unter einer asymptotischen Kurve verstanden werden, die durch vielfältige Prozesse immer weiter gegen 0 konvergiert. Betrachtet man die asymptotische Funktion $x=0$ nur im ersten Quadranten illustriert der X-Wert die Summe der Druckfaktoren auf die Menge der verfügbaren nicht-definierten Räume als Y-Wert. X und Y stehen dabei in direkter Abhängigkeit zueinander: Je höher der Urbanisierungsgrad eines Areals ist, desto mehr Stakeholder*innen aus Gesellschaft und Politik treten auf den Plan und formieren sich zu einem hohen X-Wert, während Y nahezu verschwindet. Umgekehrt kann ein hoher Y-Wert nur in einem nicht bis kaum beanspruchten Gebiet gefunden werden.

Hier die grobe Entwicklung der Skizze mit schrittweisen Ergänzungen:

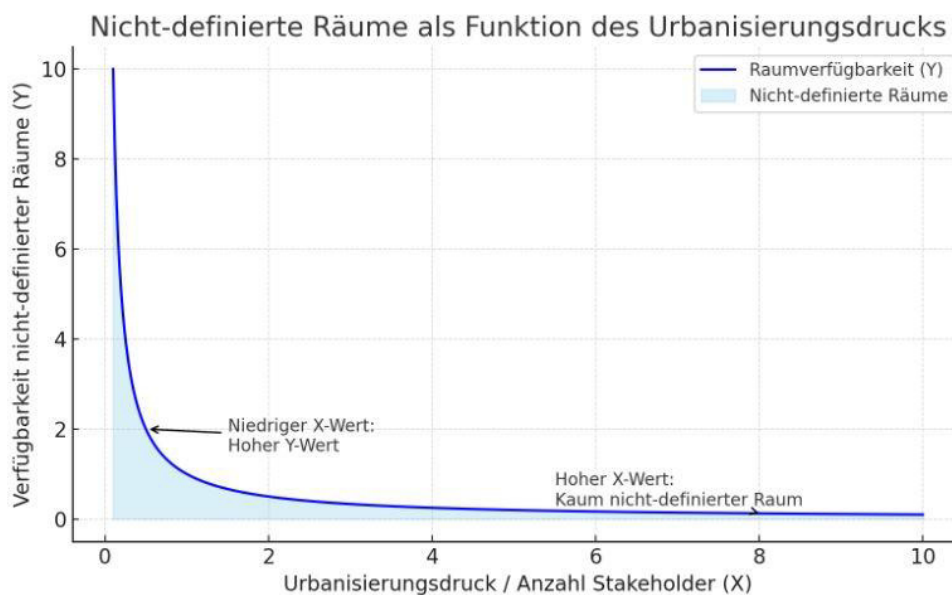


Abbildung 2: Freie, nicht-definierte, Flächen nehmen im städtischen Raum schnell ab, wenn der Urbanisierungsdruck steigt.

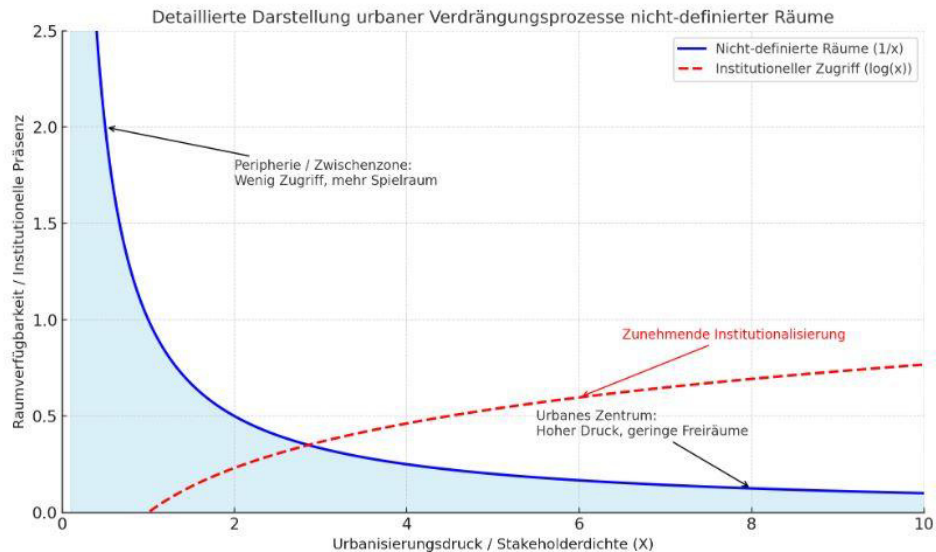


Abbildung 3: Mit dieser Entwicklung geht zunehmende Institutionalisierung einher; Es braucht eine souveräne Ordnungsmacht, auch um sich verknappende Güter wie Raum zu verwalten.

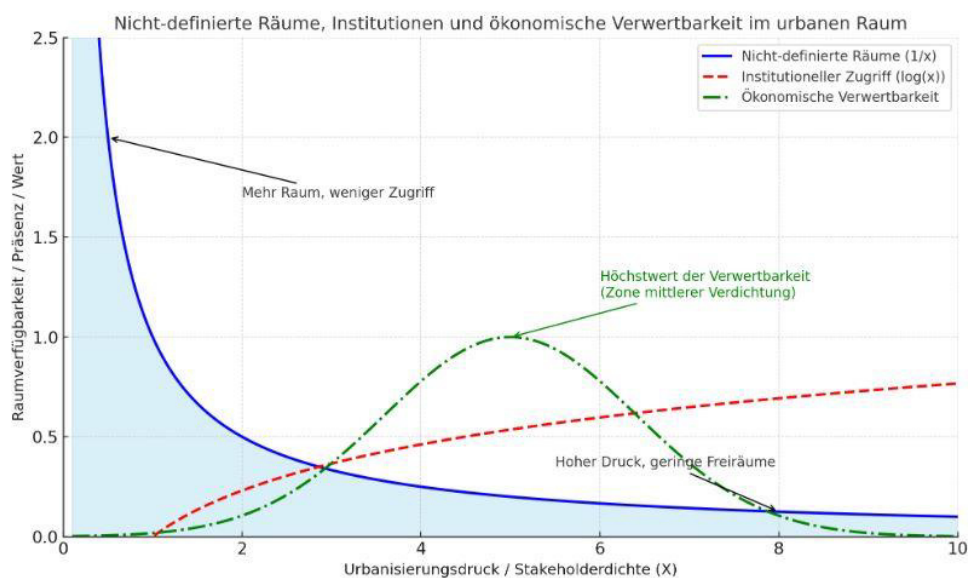


Abbildung 4: Die beste Verwertbarkeit wird dabei so angenommen, dass beide Faktoren, Raumverfügbarkeit und Urbanisierungsdruck, bei mittleren Werten liegen.

Mit meiner Arbeit möchte ich zeigen, dass diese spezielle Asymptote nicht-definierter Flächen und Räume nur eine sein kann, die nie 0 werden kann.

Umgelegt auf ein verbreitetes Verständnis von urbanem Raum leite ich daraus die zwei zentralen Annahmen dieses Texts ab: 1. Es gibt immer nicht-definierte Räume, solange es sie nutzende und dadurch in Anspruch nehmende Menschen gibt. 2. Es gibt im urbanen Raum immer Menschen, die nicht in gewünschte Rollen passen und dadurch keine konkret definierten

Räume in Anspruch nehmen können. Daraus resultieren die beiden Leitfragen: 1. Wie können Teile des urbanen Raums beschaffen sein, um (auch) als nicht-definiert gelten zu können? 2. Wieso braucht es nicht-definierte Räume für einige Bewohner*innen einer lebendigen Stadt? Die von mir entworfenen Antworten auf diese Fragen lassen sich aus dem empirischen Material und an den gewählten Beispielen illustrieren.

Beschreibung des Forschungsfeldes und Methodologie

Mein hier beschriebenes Forschungsfeld widmet sich der informellen Nutzung und sozialen Aneignung sogenannter nicht-definierter oder übersehener Orte in Wien. Es handelt sich um öffentliche, frei zugängliche Areale unterschiedlicher Größe, die meist keine eindeutig erkennbare Funktion haben. Ihre Bedeutung entsteht erst durch die Art und Weise, wie sie im Alltag genutzt werden – vielfach temporär, ortsspezifisch und auf oft unspektakuläre Weise. In ihrer ursprünglichen Existenz könnten viele dieser Orte als Nicht-Orte im Sinne Marc Augés (1992) gelten: funktionale, anonyme Räume ohne dauerhafte soziale Verankerung oder kollektive Erinnerung. Dem steht jedoch entgegen, dass sie im alltäglichen Gebrauch durch individuelle Aneignung, spontane Nutzung und wiederkehrende soziale Praktiken mit Bedeutung aufgeladen werden. Gerade durch ihre scheinbare Bedeutungslosigkeit öffnen sie Möglichkeitsräume jenseits institutioneller Planung.

Mein theoretischer Zugang ist durch eine Kombination raumtheoretischer, ethnografischer und stadtsoziologischer Perspektiven geprägt. Besonders zentral sind Henri Lefebvres Konzept der „Produktion des Raums“ (1991) sowie Michel de Certeaus Idee der „taktischen Alltagspraktiken“ (1984), durch die Akteur*innen sich Räume aneignen, ohne über formale Mittel oder institutionelle Macht zu verfügen. Urbane Räume werden hier nicht als neutrale Kulisse verstanden, sondern als Ausdruck gesellschaftlicher Machtverhältnisse, als Ergebnis sozialer Aushandlung – und als umkämpftes Terrain.

Diesen Überlegungen folgend, ist auch mein methodischer Zugang nicht durchgängig standardisiert oder formell strukturiert. Vielmehr hat sich mein Forschungsprozess selbst als eine Form der Aneignung entwickelt. Der Zugang zum Thema entstand zunächst explorativ. Ab 2019 begann ich, mich eher intuitiv mit der Idee zu beschäftigen, dass bestimmte städtische

Räume durch ihre informelle Nutzung eine besondere Form sozialer Relevanz gewinnen könnten – auch wenn sie auf keiner Karte verzeichnet sind oder durch keine offizielle Widmung gekennzeichnet sind. Zu Beginn fehlte eine systematische Fragestellung oder ein konkreter Untersuchungsrahmen. Dennoch hielt ich fortlaufend Situationen, Orte oder Beobachtungen fest, die mir auffielen. Es waren häufig Randzonen, Zwischenräume oder scheinbar nebensächliche Situationen, die mich interessierten. In diesen Momenten, begannen für mich angelernte Theorie und Alltagsbeobachtung miteinander zu kommunizieren.

Diese Praxis des Beobachtens und Sammelns entwickelte sich über die Zeit zu einem eigenständigen methodischen Zugang. Ich begann, Eindrücke festzuhalten, in Form von Notizen, Fotografien, kleinen Skizzen, Sprachmemos. Diese Fragmentierung war kein Nachteil, sondern Ausdruck einer forschungsleitenden Haltung: Es ging nicht darum, vollständig oder abschließend zu dokumentieren, sondern um das Offenhalten eines forschenden Blicks. Die Nähe zur ethnografischen Feldforschung liegt auf der Hand, auch wenn meine Praxis nicht im klassischen Sinn als teilnehmend geplant war. Ich bewegte mich vielmehr zwischen teilnehmender und nicht-teilnehmender Beobachtung, oft selbst als Teil des urbanen Raums, ohne klare Trennung zwischen Beobachtender und Beobachtetem.

Zentral in meinem methodischen Vorgehen waren Spaziergänge, die weniger als strukturierte Begehungen, sondern als von Serendipity geprägte Bewegungen verstanden werden können. Der Begriff beschreibt ein sozialwissenschaftliches Phänomen, bei dem unerwartete und zufällig entstehende Entdeckungen oder Erkenntnisse betont werden. Es entstehen dabei oft relevante Daten oder Einsichten, die außerhalb des ursprünglichen Untersuchungsrahmens liegen, aber dennoch zur Erklärung sozialer Phänomene beitragen können (Merton & Barber, 2004). Mäandernde Streifzüge und absichtslose Erkundungen, deren einzige Motivation es war, etwas Unerwartetes zu finden. Diese Art des forschenden Umherschweifens, manchmal mit Pausen, mit wiederholten Wegen und dem bewussten Aufsuchen bestimmter Orte zu unterschiedlichen Zeiten, war nicht nur ein Werkzeug zur Datensammlung. Es war auch ein Denkprozess in Bewegung. Der öffentliche Raum wurde für mich zu einem in-vivo-Denkraum, in dem sich Beobachtung und Reflexion miteinander verschränkten.

Im Sinne einer reflexiven Methodologie lässt sich meine Herangehensweise als hybrider Ansatz mit ethnografisch-visuell-raumanalytischer Prägung beschreiben. Die gesammelten Eindrücke begannen sich im Laufe der Zeit zu verdichten. Ich ordnete sie, verglich Situationen,

kategorisierte Orte und entwickelte wiederkehrende Schemata, um Muster zu erkennen. Dabei entstanden auch erste kartografische Skizzen und narrative Fragmente, mithilfe derer sich konkrete soziale Praktiken mit theoretischen Konzepten verbinden ließen. Bestehende Begriffe aus der kritischen Stadtforschung, der Raumtheorie sowie der urbanen Soziologie begannen auf diese Weise, Körper zu bekommen und für mich konkret greifbar zu werden.

In diesem Zusammenhang traten auch politische Dimensionen meines Themas deutlicher hervor. Die Orte, die mich interessierten, wurden nicht nur zufällig übersehen. In ihrer scheinbaren Unsichtbarkeit spiegeln sich Prozesse aktiver Ausgrenzung und Entwertung wider. Neil Smiths Konzept der „Revanchistischen Stadt“ (1996) bietet hier einen direkten Blick auf Mechanismen, wie städtische Räume durch kapitalorientierte Politik zurückerobert, aufgewertet und so ihrer informellen Nutzung entzogen werden. Informelle Nutzungen, ob durch wohnungslose Menschen, Jugendliche oder migrantische Gruppen, werden hier oft als Störung wahrgenommen und verdrängt. Diese Prozesse sind nicht nur physisch, sondern auch diskursiv wahrnehmbar. Sie erzeugen Bedeutungen wie Ordnung, Störung, Wert oder Verlust.

In Loïc Wacquants Arbeiten zur Territorialstigmatisierung (2007) fand sich darüber hinaus, wie bestimmte städtische Räume doppelt ausgeschlossen sind. Zur materiellen Komponente durch Vernachlässigung, kommt noch die symbolische durch negative Zuschreibungen. Auch viele meiner beobachteten Orte, scheinbar belanglose Brachen, Lücken zwischen Bebauung, oder ungenutzte Hauseingänge, sind symbolischer Abwertung unterworfen. Sie sind nicht nur marginal gelegen, sondern auch bedeutungslos gemacht. Es wird deutlich, dass Raum nicht neutral ist. Er ist Produkt sozialer Kämpfe und Aushandlungen.

Margit Mayer (2013) argumentiert in diesem Zusammenhang, dass unter den Bedingungen neoliberaler Stadtpolitik vor allem solche Räume verschwinden, die sich einer ökonomischen Verwertung entziehen. Orte, die für kollektive, unregulierte oder selbstorganisierte Nutzung offenstehen, geraten zunehmend unter Druck – sei es durch bauliche Verdichtung, rechtliche Reglementierung oder diskursive Abwertung. Die von mir untersuchten Räume sind daher auch Indikatoren für die sozialen Spannungen und Widersprüche in einer Stadt, die sich als offen und plural versteht, aber zunehmend nach den Kriterien von Nutzbarkeit, Sicherheit und Investitionslogik organisiert wird.

Diese Beobachtungen bestärkten mich in der Entscheidung, mein Forschungsinteresse systematisch weiterzuverfolgen. Ich führte mehrere Interviews mit Expert*innen aus Stadtplanung, Sozialarbeit und zivilgesellschaftlichen Initiativen. Diese Gespräche waren nur lose vorbereitet, verstanden sich eher als Austausch, denn als strukturierte Befragung – auch das ein methodisches Prinzip meiner Arbeit. Der offene Charakter dieser Gespräche ermöglichte neue Perspektiven auf bekannte Orte und half mir, meine eigenen Beobachtungen einzuordnen.

Viele der Orte, die ich nun gezielt untersuchte, lagen teils versteckt in strukturellen Nischen, teils offen sichtbar, aber unbeachtet im Stadtgefücht. Sie alle verbindet, nicht im Zentrum institutioneller Aufmerksamkeit zu stehen, aber dennoch reale soziale Funktionen zu erfüllen. Sie sind Rückzugsorte, Treffpunkte, Übergangszonen zwischen Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit. Mein Forschungsfeld erlaubt daher nicht nur Einblicke in die alltägliche Lebensrealität marginalisierter Gruppen oder informeller Nutzungsweisen, sondern auch in die strukturellen Widersprüche moderner Stadtentwicklung. Es zeigt auf, wie Raum produziert, genutzt und gleichzeitig ausgeschlossen wird – und wie informelle Handlungsweisen dort entstehen, wo Planungslücken, soziale Notwendigkeit und kreative Alltagsstrategien ineinandergreifen.

Theoretischer Hintergrund

Die vorliegende Arbeit versucht sich als kleiner Beitrag entlang der Überschneidungen zwischen empirischer Stadtforschung, kritischer Raumtheorie und qualitativer Sozialforschung einzufügen. Sie ist das Ergebnis einer mäandernden Annäherung an ein spezifisches urbanes Phänomen: die informelle Nutzung und soziale Aneignung nicht-definierter Orte im öffentlichen Raum Wiens. Der gewählte methodologische Zugang soll dies durch die offene, entdeckende Annäherung an die Thematik als auch die nachfolgende Systematisierung der erlangten Eindrücke reflektieren. Es ergibt sich ein Hybridansatz, der sich aus einigen ethnographischen, visuellen und raumtheoretischen Elementen zusammensetzt, deren vier ich kurz umreißen möchte.

1. Ethnographische Grundhaltung und Arbeit im Feld

Den Schwerpunkt meiner empirischen Erhebungen bildet eine dichte, zum Großteil unmittelbare Beobachtung urbaner Zwischenräume, und gegebenenfalls ihrer Nutzer*innen, über einen längeren Zeitraum hinweg (2019–2025). Dieses Vorgehen entwickelte sich nicht aus einem festen, vorab festgelegten Forschungsdesign, sondern wuchs kontinuierlich heran. Durch Wien gehend und beobachtend entstand es prozesshaft und explorativ, im Sinne eines offenen, dem Feld zugewandten Zugangs. Viele Orte wurden wiederholt und zu unterschiedlichen Tageszeiten besucht; spontane Eindrücke, situative Beobachtungen, beiläufige Gespräche sowie visuelle und materielle Hinweise wurden dokumentiert.

Eine zentrale Rolle ist dabei den unterschiedlichen Spielarten von Beobachtung zu eigen. Diese geschah sowohl teilnehmend, etwa durch das Verweilen, Zuhören oder beiläufige Interaktion, als auch nicht-teilnehmend, in Form distanzierterer Betrachtung. Ergänzend erstellte ich handschriftliche Feldnotizen, photographische Aufnahmen und eine wiederkehrende reflexive Selbstbeobachtung; Insbesondere im Hinblick auf meine eigene Präsenz im Raum und meine Wahrnehmung sozialer Dynamiken. In ihren Grundzügen erinnert diese Herangehensweise an frühe Prinzipien der ethnographischen Feldforschung wie deren Forderung nach Verortung im sozialen Geschehen. Malinowski etwas verlangt sinngemäß, sich „off the verandah“; also vom erhöhten Aussichtspunkt in die Mitte des Geschehens zu begeben.

Ein wesentliches Element innerhalb meiner Beschäftigung war das interessierte Spazieren, eine Art urbane Exploration, die sich vom klassisch strukturierten, methodischen, Feldzugang unterscheidet. Meine Wege durch die Stadt erfolgten oft bewusst ohne festes Ziel, flanierend, einer absichtsvollen Ziellosigkeit folgend. Sie wurden gelegentlich stark von einem Serendipity-Zugang beeinflusst und ermöglichten so ungeplante Entdeckungen, zufällige Begegnungen mit Orten, Objekten oder Menschen, die sich im Nachhinein als erkenntnisreich erwiesen.

Meine Herangehensweise lässt sich im weiteren Sinne auch als eine Spielart von „urban walking as a method“ verstehen. Dieser praktische Zugang versteht das Gehen als Erkenntnismodus und Möglichkeit, städtische Räume nicht nur zu beobachten, sondern mit allen Sinnen wahrnehmend, situativ und relational zu erfahren (Springgay & Truman, 2018). Die Bewegung im Raum wird nicht bloß als Fortbewegung, sondern als epistemischer Zugang verstanden. Dieser führt in eine Art des Denkens, Wahrnehmens und Verstehens, welche durch die körperliche Gegenwart, den Takt der Schritte und die allzeitige Offenheit gegenüber situativen Eindrücken geprägt ist.

Im Rahmen meiner so fortlaufend sozial eingebetteten Feldforschung ergaben sich zentrale theoretische Bezüge wie beispielsweise Michel de Certeau (1984) Verständnis alltäglicher Raumpraktiken. Dieser zufolge eignen sich Stadtbewohner*innen Räume nicht über Besitz oder institutionelle Planungsmaßnahmen an, sondern durch alltägliche Handlungen, durch Bewegungen, Routinen, kleine Verschiebungen bestehender Ordnungen. Jene Beschreibung war wichtig für mein Verständnis der Orte, an denen nicht formale Planung, sondern alltägliche Aneignung, zeitweilige Präsenz und implizites Wissen den urbanen Raum prägen. Somit sind meine gesammelten Daten als eine Form von szenennaher, räumlich situierter und theoriebewusster Feldforschung zu verstehen. Sie entfalten sich im Spannungsfeld von strukturierter Beobachtung und zufällig Erlebtem, zwischen Nähe und Distanz, sowie Regel und Ausnahme.

2. Systematisierung durch ortsbezogene Fallstudien

Das stetig wachsende Datenmaterial meiner Feldforschung stellte mich vor die Notwendigkeit, alles in seiner Heterogenität systematisch zu aufzuarbeiten. Primär ging es mir darum, eine stabile Basis für Vergleichbarkeit herzustellen und eine passende analytische Schärfe zu finden. Aus dieser praktischen Herausforderung entwarf ich ein strukturierendes Schema zur Beschreibung, Beobachtung und Interpretation all jener Orte, die zum Zeitpunkt im Zentrum meiner Untersuchung standen. Mein verwendetes Raster orientiert sich an zentralen Kategorien ethnographischer und raumanalytischer Forschung und umfasst folgende Dimensionen:

- **Geographische Lage und physische Beschaffenheit**

Hierbei werden räumliche Einbettung, infrastrukturelle Merkmale, Materialität sowie Zugänglichkeit der Orte betrachtet, um deren konkrete räumliche Konstellation zu erfassen.

- **Beobachtetes Nutzungsverhalten**

Dieses umfasst zeitliche Abläufe, die Akteur*innen, deren Bewegungsmuster sowie unterschiedliche Formen der Aneignung und Inanspruchnahme nicht-definierter Orte.

- **Soziale Bedeutung und Aneignungsformen**

Ich versuche symbolische Aufladungen, habitualisierte Praktiken, implizite Regeln

sowie die sozialen Wiederholungen zu analysieren, die zur Herausbildung von Raumidentitäten beitragen.

- **Konflikte, Stigmatisierung und ordnungspolitische Eingriffe**

Dabei werden gesellschaftliche Zuschreibungen, institutionelle Reaktionen sowie informelle Aushandlungsprozesse untersucht, die die Nutzung und Wahrnehmung der Räume prägen.

- **Reflexionen zu Planung, Verwertung und Ausschlussmechanismen**

Im Zentrum stehen Bezüge zu Eigentumsverhältnissen, stadtpolitischer Steuerung und ökonomischen Verwertungslogiken, um den größeren Kontext der Raumproduktion zu verstehen.

Diese Struktur ermöglichte nicht nur eine systematische Erfassung und vergleichende Analyse der einzelnen Orte, sondern diente zugleich als methodischer Rahmen für die Entwicklung qualitativer Fallstudien. In Anlehnung an die Grounded Theory Methodology nach Glaser und Strauss (1967) sowie insbesondere in der konstruktivistischen Lesart von Kathy Charmaz (2006) erfolgte die Auswertung des Materials induktiv, iterativ und offen gegenüber der Entstehung theoretischer Konzepte. Charmaz betont, dass Wissen und Theorie als soziale Konstruktionen entstehen, die in einem fortlaufenden Dialog zwischen Forschenden, Feld und Daten entwickelt werden. Genau diese Haltung prägte meine Herangehensweise: Die Auswertung verstand ich nicht als distanzierte Analyse, sondern als reflexiven, dialogischen Prozess.

Durch konstante Vergleiche, theoriebasierte Verdichtungen und reflexive Kategorisierungen konnte ich aus meinen Feldnotizen, Beobachtungen und visuellen Dokumenten soziale Muster, Bedeutungszuschreibungen und Raumpraktiken herausarbeiten. Ziel war es nicht, standardisierte Raumtypen zu entwickeln, sondern die komplexen Prozesse nachzuzeichnen, durch die undefinierte und marginalisierte Orte wiederholt genutzt, sozial aufgeladen und politisch wirksam werden. Die so entstandenen Fallstudien machen urbane Zwischenräume als soziale Knotenpunkte sichtbar, in denen sich größere gesellschaftliche Dynamiken wie Marginalisierung, Kontrolle, Zweckentfremdung, aber auch widerständige Praktiken verdichten. Die Grounded Theory ermöglichte mir eine methodische Flexibilität zwischen Nähe zum Feld und analytischer Distanz, Offenheit und gezielter Analyse. Sie trug auf meinen

Beobachtungsgängen wesentlichen Anteil daran Raum für das Unerwartete zu gewähren, welches sich gerade im Alltäglichen zeigt. Sie verband das kontinuierliche Sammeln von Informationen mit meinen mitlaufenden Theorienentwürfen.

3. Raum als soziales Produkt

Das theoretische Fundament meiner Arbeit konstruiere ich um die grundlegende Annahme, dass Raum kein neutraler physischer Rahmen ist, sondern vielmehr ein soziales Produkt. Dieses wird durch menschliche Interaktionen, Machtverhältnisse und gesellschaftliche Dynamiken geformt (Lefebvre, 1991). Städte wie Wien sind nicht bloß architektonische Strukturen oder starre Kulissen, sondern komplexe und vielschichtige Gefüge aus Bedeutungen, sozialen Beziehungen und alltäglichen Handlungsmustern. Dabei rücken weniger die normativ geplanten und institutionell regulierten Räume in den Fokus, sondern vielmehr jene Areale, in denen sich die Spannungen zwischen formeller Ordnung und gelebtem Alltag spiegeln, verdichten und immer wieder neu ausgehandelt werden.

Marc Augé (1992) prägte mit dem Begriff der „Nicht-Orte“ eine erste begriffliche Orientierung für Räume der Durchreise, des Übergangs und der funktionalen Nutzung. Diese „Nicht-Orte“, wie sie auch in meiner Forschung vorkommen, zeichnen sich durch das Fehlen einer eigenen Geschichte, Identität oder sozialen Verankerung aus. Viele der von mir untersuchten Räume erfüllen auf den ersten Blick tatsächlich Augés Kriterien: anonym, funktional, temporär und oft austauschbar. Doch bei genauerer Betrachtung offenbaren sie ein wesentlich differenzierteres Bild. Durch wiederholte Nutzung, persönliche Spuren, symbolische Aufladungen und situative Handlungen entstehen aus vormals scheinbar leeren oder bedeutungslosen Flächen soziale Räume mit vielschichtiger Bedeutung.

Diese Orte lassen sich als „Orte wider Willen“ begreifen, deren soziale Realität sich nicht ohne Weiteres mit etablierten planerischen oder theoretischen Kategorien erfassen lässt. Sie bezeichnen urbane Räume, die ursprünglich keiner bestimmten Nutzung oder sozialen Funktion zugewiesen sind, jedoch durch wiederholte informelle Aneignung, alltägliche Praktiken oder symbolische Aufladungen nachträglich Bedeutung erlangen. Sie widersprechen damit ihrer ursprünglich funktionalen oder anonymen Planung und entwickeln sich, oft unbeabsichtigt, zu relevanten sozialen Orten.

Der folgende, entscheidende, Perspektivwechsel besteht darin, Raum nicht als bloßes Objekt oder Hintergrund zu sehen. Es ist ein relationales und dynamisches Gefüge, das erst durch soziale Praktiken, Zuschreibungen und Aneignungsprozesse seine volle Bedeutung erreicht. Raum ist immer auch ein von Menschen aktiv erschaffener, verhandelter und gelebter Ort. Dies schließt alltägliche Bewegungen genauso ein wie temporäre Aneignungen, subtile Verhandlungen über Nutzung sowie symbolische Bedeutungszuschreibungen, die oft kaum sichtbar, aber dennoch wirkmächtig sind. Raum ist somit nicht allein Ergebnis institutioneller Planung, sondern Ausdruck komplexer sozialer Aushandlungsprozesse, divergierender Gewohnheiten, kultureller Praktiken und häufig auch widerständigen Handelns. Zugleich verknüpft sich dieses Verständnis mit zentralen Konzepten der kritischen Stadtforschung. So verweisen Henri Lefebvres Forderung nach einem „Recht auf Stadt“ (2016), David Harveys (2012) Überlegungen zu urbaner Gerechtigkeit und Neil Smiths (1996) Theorie der Gentrifizierung auf die sozialen Konflikte und Ungleichheiten, die sich im urbanen Raum manifestieren und dessen Entwicklung prägen.

Ich fokussiere meine Arbeit von Anfang an darauf, wie informelle Nutzungen durch kapitalorientierte Stadtentwicklungsprozesse, etwa Baulandverwertung, Sicherheitsdiskurse oder die zunehmende Normierung und Kontrolle öffentlicher Räume, marginalisiert oder verdrängt werden. Dabei geraten informelle Nutzer*innen nicht nur in Konflikt mit Ordnungspolitiken, sondern auch mit hegemonialen Vorstellungen urbaner Funktionalität und der zugeschriebenen Zweckmäßigkeit von Raum. Die von mir untersuchten Räume werden zu wichtigen Projektionsflächen gesellschaftlicher Aushandlungen zwischen Einschluss und Ausschluss, Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit, Nutzung und ökonomischer Verwertung. Besonders urbaner Raum wird dadurch als dynamisches, konfliktreiches und ständig im Wandel begriffenes Produkt gesellschaftlicher Kräfteverhältnisse und sozialer Praktiken verständlich.

4. Visuelle und materiell-semiotische Zugänge

Neben der Beobachtung sozialer Praktiken richtete sich mein Interesse auch auf visuelle und materielle Spuren, die Hinweise auf Nutzung, Aneignung und Identität geben. Ich dokumentierte vielfältige Hinterlassenschaften wie Decken, Verpackungen, improvisierte Sitzplätze, Spraydosen oder Tags. Diese Objekte sind mehr als bloße Indikatoren – sie sind semiotisch lesbare Zeichen, die stille Präsenz, temporäre Nutzung oder implizite

Reviermarkierung ausdrücken. Aufbauend auf Konzepten der „material culture studies“ (Miller, 1987; Buchli, 2002) betrachte ich diese Dinge nicht als einfache Gegenstände, sondern als aktive Elemente sozialer Prozesse, die Bedeutung tragen, Geschichten erzählen und Zugehörigkeiten markieren.

Die visuelle Dokumentation, insbesondere durch Fotografien und Kartierungen, ist für mich kein bloßes Beleginstrument, sondern ein eigenständiger Zugang zur Erkenntnis. Über die bloße Illustration hinaus machen Fotos mikrosoziale Raumpraktiken sichtbar, die sonst leicht übersehen werden: improvisierte Rückzugsorte, Orte des Innehaltens oder alternative Pfade im Stadtraum. So lässt sich öffentlicher Raum nicht nur als Bühne, sondern als vielschichtiger Text lesen – ein Text, der sich aus materiellen Einschreibungen, Zeichenhandlungen und implizitem Wissen zusammensetzt. In diesem Sinne wird Sichtbarkeit zu einer sozialen Ressource, während Nicht-Sichtbarkeit strukturelle Machtverhältnisse reflektiert. Das bewusste Sichtbarmachen solcher verborgener Praktiken stellt daher eine politische Geste der Forschung dar.

Die Analyse materieller Spuren ermöglicht eine dichte Beschreibung informeller Raumaneignung, wie sie Geertz (1973) fordert, und stützt sich dabei auf semiotische Konzepte. Materielle Objekte im öffentlichen Raum sind „Zeichen“, die Einblicke in Nutzungsweisen, soziale Beziehungen und politische Botschaften geben. Ein weggeworfener Schlafsack, ein provisorischer Sitzplatz aus Paletten oder ein gesprühtes Symbol an einer Wand sind Ausdrucksmittel sozialer Positionierung – sei es bewusst oder unbewusst, sichtbar oder verdeckt. Diese semiotisch-materielle Perspektive ergänzt ethnographische Beobachtung um die Möglichkeit, nicht nur Handlungen, sondern auch stille, nicht-verbalisierte Formen von Anwesenheit und Aneignung zu erfassen.

So wird öffentlicher Raum nicht einfach als Kulisse betrachtet, sondern als komplexer sozialer Text. Konzepte der material culture studies (Miller, 1987; Buchli, 2002) liefern wertvolle theoretische Anknüpfungspunkte, um materielle Objekte als aktive soziale Akteure zu verstehen. Visuelle Analysen bieten mehr als Illustration, sie sind wie oben erwähnt ein eigenständiger Erkenntnisweg. Fotografien und Skizzen machen urbane Mikropraktiken sichtbar, die sonst kaum beachtet werden: improvisierte Sitzlandschaften, stille Rückzugsorte oder Wege abseits institutionalisierter Pfade. Damit wird Fotografie zum politischen Instrument, das marginalisierte Praktiken sichtbar macht und zur Reflexion über Raumgerechtigkeit und soziale Inklusion beiträgt. Mein methodischer Zugang versteht Sichtbarkeit als soziale Ressource – und Nicht-Sichtbarkeit als Ausdruck struktureller Macht.

Zusammenfassend richtete sich die Wahl meiner Methoden nach den jeweiligen Erfordernissen dessen, was ich vorfand. Ihre Kombination versucht im Fortgang eine Reihe von Dingen zu zeigen. Übersehene, Nicht-definierte, urbane Räume werden durch alltägliche Nutzung informell angeeignet und mit Bedeutung aufgeladen. Im Fokus stehen nicht-definierte Orte, die abseits institutioneller Aufmerksamkeit reale soziale Funktionen erfüllen. Methodisch verbindet der Zugang ethnographische Beobachtung mit visuellen und materiell-semiotischen Analysen. Entlang dieser noch recht allgemein entworfenen Richtlinien galt es mir nun, eine möglichst illustrative Auswahl aus den zu Gebote stehenden Orten zu treffen.

Die schlussendlich ausgewählten sechs nicht-definierten Orte sollen zeigen, dass Raum kein neutraler Hintergrund ist, sondern erst durch soziale Praktiken entsteht. Er wird gestaltet, genutzt, ausgeschlossen und bietet so ein nur vermeintlich stilles Spiegelbild gesellschaftlicher Spannungen.

Auswahlkriterien meiner Beispiele

Alle gewählten nicht-definierten Orte befinden sich in der Stadt Wien. Die maßgeblichen Auswahlkriterien waren folgende:

1. Öffentliche Zugangsmöglichkeit

Alle ausgewählten Orte sind öffentlich zugänglich und somit frei für jeden, der sie nutzen möchte. Sie befinden sich nicht in privatem Besitz und sind nicht an bestimmte Nutzergruppen gebunden. Diese Zugänglichkeit ist ein wichtiger Aspekt für die Identifikation von „Nicht-definierten Räumen“, da sie Anonymität und Kurzfristigkeit ermöglichen, die typisch für diese Art von Raum sind, aber gleichzeitig widersprüchliche Elemente begünstigen.

2. Funktionale Nutzung als Schlafplatz, Treffpunkt, o.ä.

Die untersuchten Orte dienen mindestens einer funktionalen Grundnutzung, die mit den alltäglichen Bedürfnissen ihrer Nutzer in Zusammenhang steht, z. B. als Schlafplatz, Treffpunkt oder Zwischenstopp. Diese Funktionalität entspricht der von Augé (1992) beschriebenen Funktionalität eines „Nicht-Ortes“, der nicht durch persönliche

Geschichte oder soziale Bindungen geprägt wird, sondern durch den rein praktischen Gebrauch.

3. Gute Möglichkeit für regelmäßige Beobachtung

Ein weiteres entscheidendes Kriterium für die Auswahl war die Möglichkeit zur regelmäßigen und systematischen Beobachtung dieser Orte. Um eine tiefere Einsicht in das Verhalten und die Interaktionen der Nutzer zu erhalten, war es mir wichtig, dass diese Orte in einem Kontext existieren, der die kontinuierliche Beobachtung ihrer Nutzung und sozialen Dynamiken erlaubt. Diese Beobachtungen bilden die Grundlage für die Interpretation, wie „Nicht-definierte Räume“ durch soziale Praktiken und wiederkehrende Nutzungsgewohnheiten verändert oder mit Bedeutung aufgeladen werden. Als Konsequenz mussten alle final ausgewählten Orte zumindest wöchentlich gut für mich aufzusuchen sein.

Während der Beschäftigung mit meinem Kriterienkatalog bin ich selbstverständlich immer wieder auf die (1992) von Marc Augé im gleichnamigen Werk beschriebenen „Nicht-Orte“ gestoßen. Augé beschreibt diese Orte als „Raum ohne Geschichte, ohne Identität“, die vor allem durch ihre funktionale Nutzung und anonyme Nutzer*innen charakterisiert sind. Oft genannte Beispiele hierfür sind Flughäfen, Supermärkte oder Autobahnen; Orte, die wenig sozialen Bindungen zulassen oder tiefere kulturelle Bedeutung haben und sich primär durch ihre Funktionalität konstituieren.

Im Zuge meiner Beschäftigung mit der Wiener Stadtlandschaft habe ich aber auch gegensätzliche, teilweise auch im Widerspruch zu diesem theoretischen Unterbau stehende, Phänomene entdeckt. Zwar teilen viele der von mir untersuchten Orte die Merkmale von „Nicht-Orten“, sie sind funktional, anonym und temporär, doch zeigen sich auch Fälle, in denen sich soziale Strukturen bilden. Diese anthropologischen Orientierungspunkte, wegen deren Verneinung bereits Augé kritisiert wurde, verleihen den ausgewählten Orten eine Identität und laden sie mit anderer, zusätzlicher, Bedeutung auf. Die vormals neutral betrachteten Orte wachsen durch Gruppenidentitäten und soziale Verbindungen, sowie durch regelmäßige Treffen von Menschen oder informelle Gemeinschaften. Beispielhaft sind „die Antonsplatzler“, eine Personengruppe, die gerne einen großen Teil ihrer Zeit zusammensitzend am gleichnamigen Platz in Wien Favoriten verbringt. Die Motivationen und Gründe dafür sind

unterschiedlich, sie reichen von Schwierigkeiten die eigene Freizeit zu gestalten über soziale und ökonomische Problemlagen bis hin zu Erkrankungen.

Darüber hinaus gibt es auch Nischen, die, obwohl sie nicht den klassischen Vorstellungen eines Zuhauses entsprechen, ein Stück der Identität ihrer Nutzer*innen in sich tragen. Hier zeigt sich, wie „Nicht-Orte“ durch ihre Nutzung und die persönliche Prägung durch ihre Besucher eine gewisse Identität entwickeln können. Eine Identität, die mit den traditionellen Definitionen von „Zuhause“ nicht übereinstimmt, aber dennoch für die Menschen, die diese Orte frequentieren, von Bedeutung ist. Bemalte oder besprayte Flächen, Tags und bestimmte persönliche Gegenstände sind meine Indikatoren dafür.

Es folgt nun die Eingrenzung meines tatsächlichen Forschungsfeldes als Teil meiner empirischen Erhebungen. Ich werde alle sechs Orte nach gleichem Prinzip und Merkmalen vorstellen. Beginnend mit ihrer Lage in Wien gebe ich eine Beschreibung der jeweiligen physischen Beschaffenheit, ihrer Einbettung in die mittelbare Umgebung sowie das beobachtete Nutzungsverhalten sowie den Zeitraum der Beobachtung wieder. Die geographischen Schwerpunkte sind der Gürtel entlang der U6 von AKH bis Längenfeldgasse, sowie punktuell die Straßenbahnlinie 18 von Gumpendorfer Straße bis Geiselbergstraße. Dazu kommt eine Ausnahme bei der U4 Station Pilgramgasse, da mit dem Richard-Waldemar-Park auch hier ein interessantes Areal entlang meiner beiden Haupttrouten (U6+Straßenbahn 18 sowie die Busse 13A und 14A) liegt. Die ausgewählten Orte geben somit einen unvollständigen Querschnitt folgender Wiener Bezirke wieder: Margareten als 5. Bezirk, Mariahilf, den 6. Bezirk, Favoriten den 10. Bezirk, Ottakring den 16. Bezirk und Hernals den 17. Bezirk Wiens.

Mein final abgegrenztes Forschungsfeld besteht aus sechs Orten, welche sich über fünf Bezirke der Stadt verteilen:

- Ottakringer Straße, im 16. Bezirk Wiens, Ottakring
- Veronikagasse, in den Bezirken 16 und 17 Wiens, Ottakring und Hernals
- Herndlgaße, im 10. Bezirk Wiens, Favoriten
- Gumpendorfer Straße, im 6. Bezirk Wiens, Mariahilf
- Richard Waldemar Park, im 5. Bezirk Wiens
- Antonspark bzw. -platz, im 10. Bezirk Wiens

Neben ihrer illustrativen Wirkung wurden diese Beispiele nach Praktikabilität sowie ausreichend unterschiedlicher Lage ausgewählt. Dabei wurde einer möglichst breiten und abwechslungsreichen Darstellung Sorge getragen, um ein ausreichend aussagekräftiges Gesamtbild zu entwerfen. Natürlich gibt über ganz Wien verteilt eine Unzahl weiterer infrage kommender Orte, die hier nicht berücksichtigt werden können. Die genannten Orte gestatteten schlicht die für mich am besten passenden Rahmenbedingungen und waren für mich gut zu erreichen. Durch den gesamten folgenden Abschnitt werden sich eine Reihe von Parallelen, Unterschieden und Startpunkten für theoretische Diskussion zeigen, eine Auswahl derer ich im Anschluss bearbeiten werde. Die Auseinandersetzung mit den Beispielen selbst erfolgt nach einem fixen Schema, Abweichungen davon stehen für die Adaptierung meines Prozesses. Jeweiliges Bildmaterial ist den einzelnen Beispielen nachgestellt und nötigenfalls kommentiert.

Beispiel 1: Ottakringer Straße

Ort: Ottakringer Straße 26, 16. Bezirk

Zeitraum: 10. März 2022 bis 10. Juni 2025

Beschreibung des Ortes und seiner physischen Merkmale

Hier habe ich einen Ort ausgewählt, bei dem es sich um eine temporäre Brache an der Ottakringer Straße im 16. Wiener Gemeindebezirk handelt, entstanden durch den Abriss eines Altbestandes im Frühling 2022. Die Fläche war rund zwei Jahre lang unbebaut, jedoch durch Bauzäune und Sichtblenden behelfsmäßig abgesperrt. Aufgrund des einfachen Bauzauns war der Zugang leicht möglich. Die Baulücke selbst war L-förmig, bestand aus unbefestigtem Untergrund aus Schutt, Erde und spärlichem Bewuchs. Sie bot keinerlei infrastrukturelle Ausstattung, war unkomfortabel, bei Regen matschig und ohne Schutz vor Witterung. Ihre unmittelbare Nähe zu stark frequentierten Verkehrsachsen wie Straßenbahn, Gürtel und U6 sowie vielfältige Versorgung mit Gütern des täglichen Bedarfs durch Supermärkte und ein Café) mit ausgedehnten Öffnungszeiten machte sie zu einem zugänglichen Ort im urbanen Gefüge.

Die räumliche Konfiguration erzeugte einen Widerspruch: Obwohl unzugänglich und vermeintlich nutzlos, war der Ort durch seine zentrale Lage, Abschirmung und Sichtschutz zugleich potenziell attraktiv für informelle oder inoffizielle Nutzungen. Diese Konstellation verweist auf eine zentrale Eigenschaft sozialer Räume: Sie entstehen nicht allein durch Planung, sondern durch Aneignung (vgl. Lefebvre 1991).

Beobachtetes Nutzungsverhalten

Im Untersuchungszeitraum (März 2022 bis November 2023) wurde der Ort wiederholt von kleinen Gruppen aufgesucht, vorrangig in den Abend- bis Nachtstunden. Die dokumentierten Spuren (leere Alkoholflaschen, Decken, Lautsprecher) sowie direkte Beobachtungen deuten auf eine informelle, nicht-kommerzielle Nutzung als sozialer Treffpunkt hin. Die Nutzung war dabei von geringer Lautstärke und zwangloser Stimmung geprägt. Es gab keine Anzeichen von übermäßig raumgreifender oder konfrontativer Aneignung.

Diese Nutzungsform lässt sich nach Michel de Certeaus Theorie der „Taktiken im Alltagsgebrauch“ (1984) auslegen: Nutzer*innen eignen sich den Ort nicht durch Besitz oder offizielle Genehmigung an, sondern durch wiederholte, pragmatische Handlungsweisen, die bestehende Ordnungen unterlaufen oder neu kodieren. Der Ort diente höchstwahrscheinlich

niederschwelliger Raum für soziale Interaktion, insbesondere für Personen ohne Zugang zu privaten oder konsumorientierten Räumen.

Problematische Aspekte und soziale Stigmatisierung

Jede Nutzung erfolgte in einer rechtlichen Grauzone – nicht ganz eindeutig verboten, aber auch nicht vorgesehen. Die Absperrungen grenzen die Fläche vom belebten urbanen Raum ab, lösen ihn aus den normalen Beziehungsgeflechten. Die dadurch hervorgehobene, zwischenzeitliche, Nutzlosigkeit trägt möglicherweise implizit zur Abwertung des Ortes und in Folge seiner Nutzer*innen bei. Solche Orte gelten im gesellschaftlichen Diskurs gerne als unsicher, verwahrlost oder problematisch, obwohl die beobachteten Nutzungen friedlich, sozial eingebettet und meist unsichtbar blieben. Diese Form der sozialen Stigmatisierung nicht-reglementierter Raumnutzung verweist auf tiefere Prozesse der Raumproduktion, in denen kapitalisierbare Nutzungsformen, im konkreten Fall Immobilienentwicklung, systematisch Vorrang vor nicht-wirtschaftlichen Möglichkeiten erhalten.

Die geplante Neubebauung durch ein privatwirtschaftliches Unternehmen für die Errichtung von 60 Eigentumswohnungen steht exemplarisch für die Ökonomisierung urbaner Flächen. Informelle Zwischennutzungen wie im Fall der Ottakringer Straße gelten in diesem Kontext nicht als Ressource, sondern als Störung; Ihr augenscheinliches Verschwinden ohne institutionelle Anerkennung oder Kompensation wird zu einer begrüßenswerten Begleiterscheinung der baulichen Aufwertung.

Schlussfolgerung und Reflexion

Der untersuchte Ort lässt sich als temporärer, nicht-definierter Raum begreifen, dessen Existenz durch die Lücke im stadtplanerischen Übergang ermöglicht wurde, eine klassische städtische Brache. Seine Aneignung durch an ökonomischem Kapital schwache Gruppen verdeutlicht den Bedarf an zugänglichen, nicht-kommerziellen sozialen Räumen im urbanen Alltag. Trotz seiner materiellen Unzulänglichkeit fungierte die Fläche als mikro-sozialer Begegnungsraum mit niedrigem Zugangsschwellen.

Mit dem Beginn der geplanten Bebauung Anfang 2024 endet die Phase der informellen Nutzung. Damit wird nicht nur ein physischer Ort verdrängt, sondern auch ein sozialer Treffpunkt. Diese Entwicklung verweist auf ein strukturelles Spannungsfeld in der Stadtentwicklung: Zwischen dem Bedarf nach sozialen Zwischenräumen und der Verwertungslogik ökonomischer Bodenpolitik. Der Fall Ottakringer Straße verdeutlicht

exemplarisch, wie urbane Zwischenräume soziale Funktionen erfüllen, ohne dass dies planerisch vorgesehen ist – und wie diese Funktionen durch die formale Ordnung der Stadt leicht übersehen oder ausgelöscht werden.

Abbildungen Beispiel 1



Abbildung 5: Eines meiner ersten Bilder, die ich konkret zum Thema anfertigte. Hier die Ansicht von der Ottakringer Straße nach Süden blickend; die lange Seite der im Text beschriebenen L-Form.



Abbildung 6: Wenige Tage später die Innenansicht desselben Areals. Im Hintergrund die auch nachts belebte Straße. Eine Mischung aus Partyutensilien...



Abbildung 7: ... sowie zugehörigen Verbrauchsartikeln. Tags darauf war der Bauzaun, im Vordergrund oben, bereits wieder aufgestellt.



Abbildung 8: Eine rezente Aufnahme, wiederum von der Ottakringer Straße nach Süden blickend, entlang der langen Seite des Ls. Gegenteilig zum Werbebanner gibt es für mich nichts mehr zu besichtigen.

Beispiel 2: Veronikagasse 1160:

Ort: Veronikagasse Wien, 16. Bezirk

Zeitraum: 3. August 2021 bis 10. Juni 2025

Beschreibung des Ortes und seiner physischen Merkmale:

Der beschriebene Ort liegt an einem häufig genutzten Weg und ist ein Hauseingang, dessen Tür offensichtlich kaum benutzt wird. Der Abstand zwischen Trottoir und Türschwelle sowie die sechs Stufen bieten Schutz vor Witterungseinflüssen und ermöglichen eine gewisse Diskretion, da das Nischeninnere aus der Entfernung kaum erkennbar ist. Umgeben von schützenden Hauswänden entsteht zusätzlich etwas Privatsphäre und ein Gefühl von Rückzug. Diese physischen Merkmale machen den Raum zu einem idealen Rückzugsort, dessen Zugang auch leicht behelfsmäßig, beispielsweise durch eine Palette, verstellt werden kann.

In der ersten Zeit der Corona-Pandemie war der Ort zudem von anderen städtischen Elementen umgeben, wie einem Covid-Testcontainer der Stadt Wien und einer angeschlossenen Containertoilette. Diese war mit Sicherheit eine interessante Ergänzung zur allgemeinen urbanen Funktionalität und Einbettung in das Netzwerk der Stadt. Die Nähe zum Wiener Gürtel und der U6-Station Josefstädter Straße sowie der dortigen Straßenbahnlinien macht diesen Ort weiter zu einem zentralen Punkt für Obdachlose oder Menschen mit unsicherem Wohnstatus, da er sowohl verkehrstechnisch gut angebunden als auch sozial isoliert genug ist, um als Rückzugsort genutzt zu werden. Ein weiterer Faktor ist die im Stationsgebäude untergebrachte Notschlafstelle JOSI, deren Nutzer*innengruppe sich in weiten Teilen mit jenen dieses Ortes überschneidet.

Beobachtetes Nutzungsverhalten:

Im Laufe des beobachteten Zeitraums wurde deutlich, dass der Ort mehrfach als Schlafstätte genutzt wurde. Das Bildmaterial zeigt typische Anzeichen einer kurzfristigen, aber regelmäßigen Nutzung – Decken, Matratzen und persönliche Gegenstände wie Zigaretten, Lebensmittelverpackungen und Medikamente. Besonders auffällig sind die Hinweise auf eine möglicherweise gesundheitlich angeschlagene Person, etwa durch eine herumliegende, benutzte Spritze und ein Medikamentenfläschchen, was auf ein medizinisches Problem und/oder eine Suchterkrankung hinweist.

Weiters fällt auf, dass die Schlafsachen fast immer so aufgeräumt sind, dass sie weder den Eingang blockieren noch für Passant*innen gut sichtbar sind, was auf ein gewisses Maß an Rücksichtnahme und die Notwendigkeit der Anonymität hinweist. Diese Anpassung an die

Gegebenheiten des Ortes und die umsichtige Nutzung der Nische deuten darauf hin, dass sich die angetroffenen Personen gut mit der Situation und den spezifischen Gegebenheiten dieses nicht-definierten Ortes arrangiert haben.

Interpretation und soziale Bedeutung:

Dieser Ort ist ein klassisches Beispiel für einen Splitter urbanen Raums, der auf den ersten Blick keine Identität besitzt und als „Nicht-Ort“ klassifiziert werden kann – anonym, funktional und temporär. Doch durch die regelmäßige Nutzung und Anpassung der dort verweilenden Person erhält der Ort eine eigene Bedeutung. Der Ort wird nicht nur als Schlafplatz genutzt, sondern auch als ein Raum, in dem soziale, gesundheitliche und sogar identitätsstiftende Aspekte eine Rolle spielen. Die dort hinterlassenen Spuren – wie die benutzte Spritze und das Medikamentenfläschchen – weisen darauf hin, dass dieser Ort nicht nur als Rückzugsort dient, sondern auch als ein Raum für die Auseinandersetzung mit persönlichen Problemen. Es ist auch ein Ort für die Aufrechterhaltung eines minimalen Lebensstandards unter prekären Bedingungen.

Zudem kann die wiederkehrende Nutzung dieses Ortes durch dieselbe Person darauf hinweisen, dass er zu einer Art „heimatlichen“ Bedeutung für die Person geworden ist, obwohl er keiner gängigen Definition eines „Zuhauses“ entspricht. Der Hauseingang kann als ein funktionaler Rückzugsort betrachtet werden, der nicht nur Schutz und Privatsphäre bietet, sondern auch ein Symbol für das Überleben in einer städtischen Umgebung darstellt. Dazu kommt, dass dieser für die meisten Menschen unzugänglich bleibt, vielfach nicht einmal wahrgenommen wird.

Abbildungen zu Beispiel 2



Abbildung 9: Ein Stück von der Ottakringer Straße weiter nach Norden findet sich dieser wenig als Hauseingang genutzte Ort. Hier fiel die finale Entscheidung zu meinem Thema.



Abbildung 10



Abbildung 11

Inhaltlich sind diese beiden Abbildung zwei der aussagekräftigsten. Spärliche Einrichtung, Konsumgüter und Überreste medizinischer Produkte sind genauso wie sich wiederholende Tags zu finden.



Abbildung 12: Während der ersten beiden Lockdowns 2020 und 2021 befand sich schräg gegenüber ein Testcontainer der Stadt Wien. Dies brachte eine meist unverspernte mobile Toilettenanlage mit sich.



Abbildung 13: Corona verschwand weitestgehend aus der öffentlichen Wahrnehmung, die Bereitstellung von Hygiene-Infrastruktur übernahmen ab 2024 unterschiedliche Baufirmen.



Abbildung 14: Abschließend dieses Bild aus 2025, die Nische wird immer noch benutzt. Das Nebeneinander von Bauvorhaben als Marker von Gentrifizierung wird im weiteren Text noch eine gewichtige Rolle spielen.

Beispiel 3: Beginn Herndlgasse ab Ecke Gudrunstraße bis Wielandpark

Ort: Herndlgasse, Wien 1100

Zeitraum: 1. Oktober 2023 bis 30. Juni 2025

Ortsbeschreibung und physikalische Merkmale

Die Herndlgasse ist eine Einbahnstraße in Favoriten, die von Nord nach Süd verläuft und sich in unmittelbarer Nähe zum Reumannplatz befindet. Im Jahr 2024/25 wurde die Gasse um einen eigenen Fahrradstreifen sowie neue Bepflanzungen ergänzt. Zusätzlich führt hier die Buslinie 14A entlang, deren Endstation sich am Reumannplatz befindet, was die gute Anbindung und Erreichbarkeit des Ortes unterstreichen. Gleich zu Beginn der Gasse steht ein mehrstöckiges Wohnhaus aus den 60er/70er Jahren, dessen Erdgeschoss zweieinhalb bis drei Meter von der Straße zurückgesetzt ist und dadurch einen gewissen Witterungsschutz bietet. Diese Gebäudenische wurde immer wieder von Menschen zum Übernachten genutzt, wobei alte Sofas, Einzelteile von Möbeln oder Matratzen als Schlafunterlagen dienten. Zusätzlich wurden gelegentlich andere Gegenstände als Windschutz oder Einkaufswägen zum Transport von Habseligkeiten verwendet.

Physikalisch ist diese Nische an drei Seiten von Beton umgeben – der Boden, die Hauswände und der Überbau bieten einen geschützten, festen Raum. Dadurch bleibt der Ort auch bei schlechtem Wetter oder Regen gut nutzbar. Aufgrund der Lage direkt an der Straße ist die Fläche jedoch gut einsichtig, was die Privatsphäre der Nutzerinnen einschränkt. Behelfsmäßige Konstruktionen aus Holz und Stoff dienen hier als Versuche, einen gewissen Sichtschutz herzustellen. Die gegenüberliegende Hausecke wird regelmäßig als Lagerplatz für Sperrmüll wie alte Möbelstücke genutzt, was einerseits den privaten Charakter der Nutzung erschwert, andererseits aber auch Schutz bietet. Da dieser Ort und der Sperrmüllbereich regelmäßig komplett geräumt werden, ist bisher nicht ganz klar, welche Nutzung die erste war. Die wiederholte Nutzung als Schlafplatz spiegelt sich auch in der künstlerischen Aneignung wider, denn die Wände des Gebäudes sind mit wechselnden Farben und Symbolen der Nutzer*innen verziert.

Umgebung und soziale Dynamik

Die unmittelbare Nachbarschaft der Herndlasse ist zunehmend durch moderne Architektur (u.a. Dachausbauten) und die immer stärker werdenden Eingriffe der Gentrifikation im 10. Bezirk geprägt. Die neue Bebauung und Umgestaltung führen zu einer Verdichtung nicht-definierter Flächen, die als Randphänomen der Gentrifikation verstanden werden können, inhaltlich wie geographisch. Nur rund 50 Meter südlich liegt der Wielandpark, ein kleiner Grünbereich mit Trinkwasserbrunnen und mobile Toilette, der als wichtiger sowie nützlicher Rückzugsort für verschiedene Nutzer*innen dient.

Einer der Hauseingänge im Bereich der Nische führt zu einem per Nummernschloss gesicherten Lagerraum, der in viele kleine, vermietete Kojen unterteilt ist und eine Ladezone direkt vor dem Gebäude hat. Diese Einrichtung begünstigt sowohl die temporäre Lagerung von Habseligkeiten als auch, dass alte Möbel und Sperrmüll als temporäre Schutz- und Lagerflächen dienen, jedoch auch immer wieder entfernt werden. Das direkte Aufeinandertreffen der Nutzung des Ortes als Schlafplatz und sozialer Überlebensraum sowie der regelmäßige Abtransport von Unerwünschtem spiegeln die komplexen Herausforderungen allzu deutlich wider, die sich durch die Gentrifizierung und die steigende Kommerzialisierung urbaner Räume ergeben.

Besucher*innen und Nutzungsmuster

Während des Beobachtungszeitraums, der von Oktober 2023 bis Juni 2025 reicht, wurden nie mehr als zwei Personen gleichzeitig in der Nische angetroffen, häufig war nur eine Person dort.

Die überprüfte Belegung konzentriert sich vor allem auf die frühen Morgenstunden, untertags war der Ort meist unbesetzt. Anfang 2025 ließ die Nutzung stark nach, da offenbar verstärkt auf die Unterbindung von temporären Übernachtungen geachtet wurde. Auch die Wände des Gebäudes werden seitdem regelmäßig von Verschmutzungen und Markierungen befreit. Ein typisches Bild ist auch der Einsatz von Einkaufswagen, die zum Transport von einigen wenigen Besitztümern dienen und die improvisierte Mobilität der Nutzer*innen unterstreichen. Die Summe der meist ähnlichen Nutzungsmuster (Rückzug, Erholung) stehen in starkem Kontrast zur zunehmenden Regulierung und Säuberung, welche den für eine unmittelbare Druckform auf nicht-definierte Orte stehen.

Schlussfolgerung und Reflexion

Die Herndlasse zeigt über einen langen Zeitraum deutlich, wie temporäre, informelle Nutzungen öffentlicher urbaner Kleinräume durch eine Kombination aus physischen Gegebenheiten und sozialen Dynamiken beeinflusst werden. Der Ort profitiert von seinem Witterungsschutz und der zentralen Lage, wird aber gleichzeitig durch die gute Einsichtigkeit eingeschränkt und die regelmäßigen Reinigungsmaßnahmen bedroht.

Die Gentrifikation und die damit verbundenen räumlichen Veränderungen führen zu einer zunehmenden Regulierung dieser informellen Rückzugsorte, wodurch sich die Nutzungsformen stark verändern. Die Herndlasse ist somit ebenfalls ein anschauliches Beispiel für die Spannung zwischen dem Bedürfnis marginalisierter Gruppen nach geschützten Rückzugsräumen und den städtischen Bemühungen um Ordnung, Sauberkeit und Kontrolle.

Abbildungen Beispiel 3



Abbildung 15: Diese Aufnahme aus dem 10. Wiener Bezirk zeigt, was bis vor kurzem als Nüchternquartier genutzt wurde. Die stehenden Überreste der Bank als Sichtschutz und Abgrenzung zur Straße wurde dahinter geschlafen.



Abbildung 16: Einkaufswagen als Transportmittel sind hier aufgrund des nahen Supermarkts häufig. Hier war der letzte Räumungsvorgang erst wenige Tage her.



Abbildung 17: Rund 50 Meter nach Norden die Gasse hinauf findet sich regelmäßig ein Sammelsurium an Gegenständen, die auch weiter unten verwendet werden. Alle paar Wochen wird alles professionell durch ein Unternehmen entfernt; nicht immer ist es die MA48.

Beispiel 4: U6 Station Gumpendorfer Straße und Umgebung

Ort: Gumpendorfer Straße U6 bis Supermarkt Durchgang Wallgasse

Zeitraum: 26. Oktober 2023 bis 30. Juni 2025

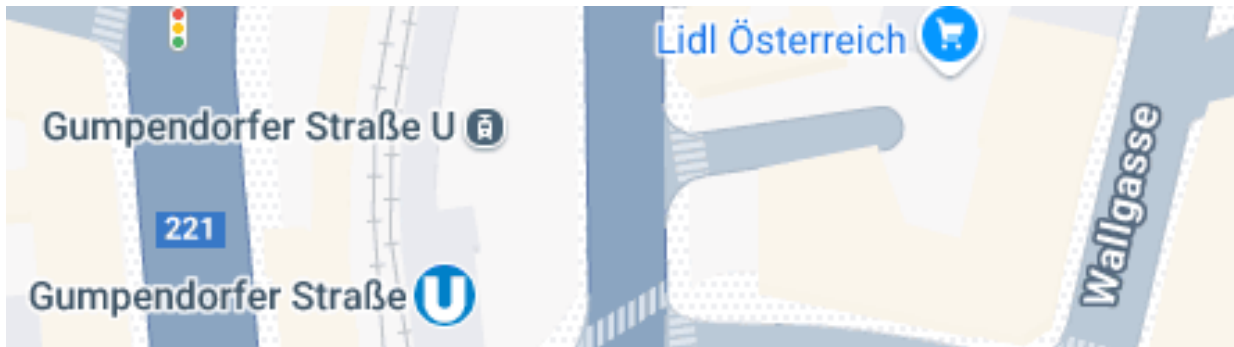


Abbildung 18: Der erste Kartenausschnitt eines etwas größeren Areals entlang der Linie U6, unterhalb des Schriftzugs „Lidl Österreich“ verläuft der des Nachts gesperrte Durchgang zur Wallgasse.

Beschreibung des Ortes und seiner physischen Merkmale:

Die Gumpendorfer Straße am Gürtel in Wien, insbesondere der Otto-Wagner-Bau und die angrenzenden Verkehrsknotenpunkte, stellt ein urbanes Areal dar, das in vielerlei Hinsicht dem Bild eines „Nicht-Ortes“ entspricht. Die Station selbst, die von der U6 sowie von den Straßenbahnlinien 6 und 18 und dem Bus 59A bedient wird, ist ein wichtiger Knotenpunkt für den öffentlichen Nahverkehr und daher von großer Bedeutung für die Mobilität in der Stadt. Die Jugendstilstation, welche nicht nur die U-Bahn, sondern auch Geschäfte wie eine Bäckerei, eine Trafik und einen Imbiss beherbergt, bildet einen multifunktionalen Raum, der durch den regen Durchzugsverkehr einer Vielzahl von Nutzer*innen zugänglich ist und fast rund um die Uhr bestehen bleibt.

Das Areal bietet zudem durch seine nahegelegenen Rückzugsorte, beispielsweise im Bereich des Durchgangs zur Wallgasse gelegenen Supermarkt, eine Art Insel im hektischen Verkehr des Wiener Gürtels. Besonders die zum sechsten Bezirk gewandte Seite wird von Menschen aufgesucht, die vor allem aus sozioökonomisch benachteiligten Gesellschaftsteilen kommen. Leute suchen hier auch Schutz vor den Elementen. Diese Rückzugsfläche, begünstigt durch die Nähe zu Einrichtungen wie der Aidshilfe oder einem Übergangwohnhaus, ist ein wichtiger Punkt für Menschen, die sozial und ökonomisch marginalisiert sind. Dabei entsteht ein Ort der Begegnung und des Austauschs, auch für Güter und Dienstleistungen.

Beobachtete Nutzungsverhalten:

Was hier als besonders auffällig erscheint, ist die soziale Diversität an diesem Ort. Es handelt sich nicht nur um eine Durchgangsstation im klassischen Sinne von Augé's „Nicht-Ort“, sondern vielmehr um einen sozial geprägten Raum, der durch die Interaktionen der dort verweilenden Menschen zu einem sozialen Treffpunkt wird. Die Nähe zu öffentlichen Verkehrslinien und sozialen Einrichtungen, die Unterstützung für Menschen in prekären Lebenslagen bieten, macht diesen Ort zu einem Knotenpunkt, an dem sich nicht nur diejenigen aufhalten, die im öffentlichen Raum leben, sondern auch jene, die durch die vielfältigen sozialen Netzwerke und Programme in diesem Bereich unterstützt werden.

Es ist wichtig hervorzuheben, dass es während meiner häufigen Besuche kaum zu nennenswerten Konflikten oder Unannehmlichkeiten gekommen ist. Diese Beobachtung ist ein Hinweis darauf, dass dieser Raum trotz seiner Nutzung durch eine heterogene Gruppe von Menschen weitgehend unproblematisch bleibt. Das Vorurteil über die potenzielle Gefährlichkeit von städtischen „Nicht-Orten“ trifft in den meisten Fällen nicht zu, ist vielmehr auch ein produziertes. Hinsichtlich dessen stellt die regelmäßige Präsenz von Polizei oder Sicherheitsdienst eine Ambivalenz dar. Sie scheint eher präventiv und auf das subjektive Sicherheitsgefühl der breiten Öffentlichkeit ausgerichtet zu sein, was jedoch auch die Wahrnehmung und das Stigma gegenüber den Nutzern dieses Raumes beeinflusst.

Problematische Aspekte und soziale Stigmatisierung:

Das Tor, das den Zugang zur Unterführung Wallgasse während der Nachtstunden verhindert, ist ein interessantes Element. Hier zeigt sich versuchte defensive Stadtplanung und des Sicherheitsmanagements, den Raum durch kontrollierte Öffnungszeiten zu regulieren. Dies verstehe ich als Maßnahme, um die Nutzung des Ortes durch bestimmte Gruppen einzuschränken, während gleichzeitig die Passant*innen durch den kontrollierten Zugang in ihrem Sicherheitsgefühl gestärkt werden sollen.

Dieser Schritt deutet auf eine soziale und räumliche Fragmentierung hin: Die Stadt reagiert auf die Nutzung des Raumes durch marginalisierte Gruppen (z. B. Obdachlose oder sozial benachteiligte Menschen), indem sie den Zugang reguliert und in weiterer Folge stigmatisiert. Dadurch wird dieser Ort von einem „Nicht-Ort“ zu einem „kontrollierten“ Raum, der durch gesetzliche und gesellschaftliche Normen bestimmt wird. Die Stigmatisierung dieser sozialen Gruppen ist ein wichtiger Aspekt, der auch die Wahrnehmung dieses Raumes beeinflusst.

Verbindung zum Konzept der „Nicht-Orte“ und zu sozialen Strukturen:

Marc Augé würde dieses Areal aus U6 Station und Supermarkt-Durchgang grundsätzlich als „Nicht-Ort“ verstehen, da er eine funktionale Rolle als Durchzugsort erfüllt und, abgesehen von der Architektur, wenig historische oder kulturelle Bedeutung hat. Doch dieser ist nicht statisch: Er wird durch seine Nutzer*innen und deren soziale Interaktionen transformiert. Das Warten, das Verweilen, der Austausch von sozialen Informationen und der Aufbau von Gemeinschaften innerhalb dieses Raums lässt ihn über seine rein funktionale Nutzung hinauswachsen, und den Flickenteppich aus nicht-definierten Räumen entstehen.

Durch nahezu ununterbrochene Nutzung durch sozial benachteiligte Gruppen entwickelt dieser Ort seine soziale Bedeutung. Er wird zu einem Treffpunkt, an dem soziale Strukturen und Netzwerke gebildet werden. Diese Dynamik hebt sich von der typischen Nutzung eines „Nicht-Ortes“ ab, der keine dauerhaften sozialen Bindungen aufweist. Hier jedoch entsteht eine Gemeinschaft selbst in einem Raum, der ursprünglich anonym und funktional vorgesehen war. Die vorgesehene Verwendung des Ortes als Verkehrsknotenpunkt und Durchzugsareal gewinnt dadurch eine ungeplante Dimension hinzu.

Schlussfolgerung und Reflexion:

Das Areal Gumpendorfer Straße um ihre U6-Station ist ein interessantes Beispiel für die Wandlung eines „Nicht-Ortes“ durch die soziale Nutzung und die Interaktionen seiner Nutzer. Die soziale Bedeutung dieses Ortes wird maßgeblich von denjenigen geschaffen, die ihn frequentieren, und nicht von seiner ursprünglichen Architektur oder Funktionalität. Der Raum wird zu einem sozialen Knotenpunkt, an dem Gruppenidentitäten und Solidaritäten entstehen, die über die reine Funktionalität als Durchgangsort hinausgehen. Dies zeigt, wie urbaner Raum in seiner Nutzung erweitert und transformiert werden kann, um für ihre Nutzer*innen bedarfsorientierte, individuelle und soziale Bedeutung zu entwickeln.

Zudem ist der kritische Aspekt der Stigmatisierung durch Sicherheitspersonal und das Tor (Abbildungen 21 und 22) ein wesentlicher Punkt, der die soziale und räumliche Marginalisierung im städtischen Raum sichtbar macht. Hier wird das Spannungsfeld zwischen öffentlicher Ordnung und sozialer Exklusion aufgezeigt, eine Thematik, die für städtische Planung und soziale Gerechtigkeit von zentraler Bedeutung ist.

Abbildungen Beispiel 4



Abbildung 19: Gerade an heißen Sommertagen verlagern sich die hier häufig anzutreffenden Personen kontinuierlich in Abhängigkeit des jeweiligen Sonnenstandes.

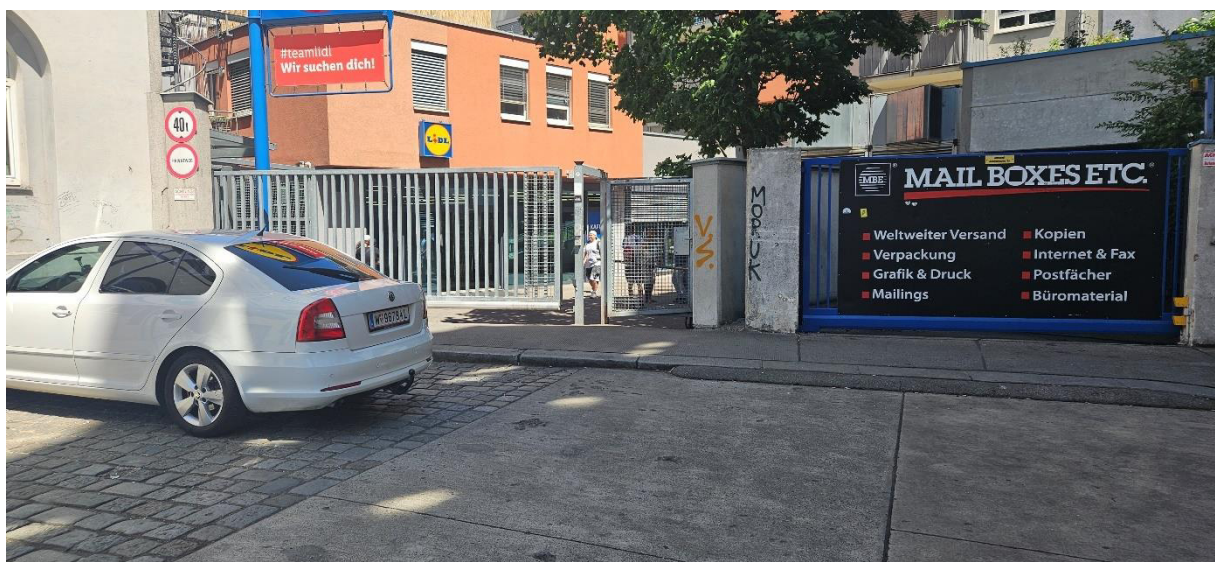


Abbildung 20: Der beschriebene Durchgang zur Wallgasse, hier mit bereits geschlossenem Tor. Die daneben befindliche Tür hat etwas längere „Öffnungszeiten“.



Abbildung 21: Hier ist noch jedweder Durchgang möglich.



Abbildung 22: Dahinter, unmittelbar vor dem Supermarkt, verbirgt sich dieser geschützte kleine Vorplatz. Er ist eingekeilt zwischen Wohngebäuden.

Beispiel 5: Areal Richard-Waldemar-Park / U4 Pilgramgasse

Ort: Richard-Waldemar-Park, Kreuzung Hofmühlgasse Kreuzung Mollardgasse

Zeitraum: 26.Oktober.2022 bis 30. Juni 2025



Abbildung 23: Das zweite größere Areal von der U4 Station Pilgramgasse bis zum Richard-Waldemar-Park. Der an der Wienzeile befindliche Abschnitt am Supermarkt vorbei ist derzeit eine U5-Baustelle.

Beschreibung des Ortes und seiner physischen Merkmale

Der Richard-Waldemar-Park liegt nahe der U4-Station Pilgramgasse und ist durch seine zentrale Lage sowie die gute Erreichbarkeit ein attraktiver urbaner Raum für unterschiedliche Nutzer*innengruppen. In unmittelbarer Nähe befinden sich ein Supermarkt und ein öffentliches WC, die den Park zusätzlich als Aufenthaltsort begünstigen. Trotz seiner Nähe zur stark frequentierten Wienzeile bietet der Park durch bauliche Merkmale und Bepflanzung einen geschützten Rückzugsraum. Besonders charakteristisch ist der harte Betonuntergrund zwischen den Sträuchern, der einen stabilen, witterungsabhängig auch trockenen, Untergrund gewährleistet. Eine nahegelegene Tiefgarage ist auch durch ihre nach außen gerichtete Abwärmanlage in den kalten Monaten ein zusätzlicher Anziehungspunkt. Bei besonders schlechtem Wetter dient sie vermutlich als weiterer Rückzugsort. Überdachte Hauseingänge zwischen einem Supermarkt und Bauzäunen südlich des Parks schaffen weitere Schutzmöglichkeiten vor Witterung und Blicken von Passantinnen.

Das Areal war lange Zeit ein eher unauffälliger Teil des öffentlichen Raums, bis mit den Bauarbeiten zur U5 eine deutliche Veränderung eintrat. Die Baustelle führte einerseits

notwendigerweise zum Verschwinden zuvor belebter Flächen, eröffnet jedoch gleichzeitig neue Nischen für temporäre Zwischennutzungen.

Beobachtete Nutzungsverhalten

Der Richard-Waldemar-Park wird auch von marginalisierten Gruppen als Rückzugsort und temporärer Schlafplatz genutzt. Die fotografisch dokumentierten Schlafutensilien – Decken, Unterlagen und Lebensmittelverpackungen – deuten auf eine regelmäßige und vergleichsweise geordnete Nutzung hin. Die Nähe zum öffentlichen WC bietet nicht nur Zugang zu sanitären Einrichtungen, sondern fungiert auch als halbprivater Schutzraum, der vor Wind und Blicken von außen schützt.

Interessant ist die geringe Nutzer*innenzahl, in meinen knapp über drei Jahre geführten Aufzeichnungen sind es meist maximal zwei oder drei Personen, mit drei Ausnahmen, als es mehr waren. Nie habe ich mehr als sieben Menschen angetroffen, was darauf hindeutet, dass der Park weniger als sozialer Treffpunkt, sondern eher als Ort der Ruhe und temporären Sicherheit, als Privatsphäre fungiert. Dies ändert sich auch mit Beginn der Bauarbeiten kaum. Häufig sind es dieselben Personen, die an den üblichen Orten verweilen. Diese Tatsache lässt vermuten, dass auch und gerade angesichts prekärer Lebensumstände ein temporäres Zuhause eine zumindest auf funktionaler Ebene existente Bindung schafft.

Ein weiteres Indiz dafür ist die symbolische Aneignung des Raums: Graffiti und andere Markierungen an Wänden verdeutlichen eine kreative Umgestaltung, die den Park zu einem Ort macht, an dem Nutzer*innen Identität und Zugehörigkeit ausdrücken.

Problematische Aspekte und soziale Stigmatisierung

Die Nutzung des Parks durch marginalisierte Menschen ist von gesellschaftlicher Stigmatisierung begleitet. Die sichtbaren Spuren – Schlafplätze, Verpackungen, Graffiti – werden von der Mehrheitsgesellschaft häufig als Zeichen von Verwahrlosung und Unordnung wahrgenommen. Dieses negative Bild begünstigt die soziale Ausgrenzung und den oft immanenten Wunsch der Verdrängung der betroffenen Personen. Die Bauarbeiten im Umfeld erhöhen den Verdrängungsdruck und die Kontrolle des Raumes, was zu Unsicherheiten für die Nutzer*innen führt. Der Park wird so zu einem Ort des ständigen Aushandelns zwischen Aneignung und Kontrolle, zwischen Nutzbarkeit für alle und Exklusion. Diese Dynamik verdeutlicht, wie auch im urbanen Raum schmale Ränder von widersprüchlichen Kräften geprägt sind, die soziale Integration erschweren.

Die Nische des Richard-Waldemar-Parks steht exemplarisch für zahlreiche urbane Winkel, die weder vollständig in die Stadtplanung integriert noch von der Gesellschaft akzeptiert werden. Nutzer*innen solcher Räume sind mit materiellen Herausforderungen ebenso konfrontiert wie mit sozialer Ablehnung, die sich in Verdrängung oder sozialer Isolation manifestieren kann.

Schlussfolgerung und Reflexion

Der Richard-Waldemar-Park verdeutlicht die komplexen Prozesse, die an „nicht definierten Orten“ wirken. Seine zentrale Lage, die spezifischen physischen Merkmale und die temporären Veränderungen durch die U5-Bauarbeiten schaffen einen Raum, der trotz gesellschaftlicher Stigmatisierung von marginalisierten Gruppen als wichtiger Rückzugsort genutzt wird.

Diese anpassungsfähigen Zwischennutzungen zeigen, wie sich urbane Räume dynamisch wandeln und durch die Bedürfnisse verschiedener Nutzer*innen neu definiert werden. Selbst scheinbar unbedeutende Orte innerhalb der Stadt erfüllen wichtige Funktionen, indem sie Schutz, Privatsphäre und Identität ermöglichen. Dabei unterliegen diese Räume fortwährenden Aushandlungsprozessen zwischen Nutzung, Kontrolle und Verdrängung.

Die Nutzung des Parks verweist auf grundlegende gesellschaftliche und stadtpolitische Fragen: Wie kann eine inklusive Stadtentwicklung gestaltet werden, die Verdrängung vermeidet? Wie lassen sich geschützte Räume für vulnerable Gruppen unter deren Mitgestaltung schaffen, ohne städtische Ordnung und Ästhetik zu kompromittieren? Diese Herausforderungen sind zentral für eine sozial gerechte Stadtplanung, die die Vielfalt urbaner Bevölkerung anerkennt und deren Bedürfnisse ernst nimmt.

Der Fall Richard-Waldemar-Park zeigt, dass auch jene städtischen Räume mehr sind als funktionale Flächen – sie sind Orte sozialer Praxis, Identitätsbildung und politischer Aushandlung. Gerade an solchen „Rändern“ in der Stadt manifestiert sich die Ambivalenz urbaner Modernisierung: zwischen Aufwertung und Ausgrenzung, Ordnung und Offenheit, Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit. Ein sensibler und integrativer Umgang mit diesen Räumen ist daher notwendig, um ihr Potenzial als Orte des Zusammenlebens und der sozialen Teilhabe zu bewahren und weiterzuentwickeln.

Abbildungen Beispiel 5



Abbildung 24: Aufgenommen am Vormittag zeigt dieses Bild eine bereits aufgeräumte Schlafstatt vor dem Abgang zur U4 Pilgramgasse. Hierbei handelt es sich um recht kontinuierliche Nutzung.

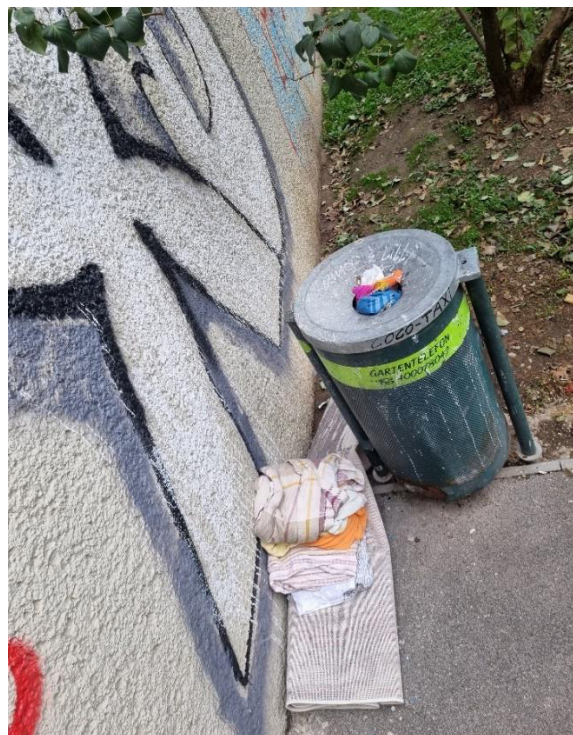


Abbildung 25: Wenige Tage später wieder ein verlassenes Nachtquartier, diesmal im Park selbst an den hohen Hausmauern und im Schutz eines öffentlichen Mistkübels.



Abbildung 26: Auch hier hat die letzte Neugestaltung des Parks eine Verbesserung der Infrastruktur für alle gebracht.



Abbildung 27: Noch ein möglicher Nächtigungsort, die Vermutung liegt nahe, weil die Sachen gefaltet und „weggeräumt“ wurden.



Abbildung 28: Zudem wurde in diesem Fall die wahrscheinlich nächtigende Person tags darauf angetroffen.

Beispiel 6: Antonspark, Favoriten

Ort: Antonsplatz, Wien 1100

Zeitraum: 1. September 2023 bis 30. Juli 2025



Abbildung 29: Onlinekarte des Antonsparks mit Umgebung; Reumannplatz und Favoritenstraße ergeben ein starkes Einzugsgebiet.

Der Antonsplatz stellt aufgrund seines etwas späteren Hinzukommens sowie aufgrund des starken medialen Interesses einen Sonderfall dar, weswegen die Überschriften der gewohnten Abschnitte etwas variieren. Insgesamt präsentiere ich ihn als zusammengesetztes Areal aufbauend auf dem Beispiel Richard-Waldemar-Park. Der Antonsplatz als großer, öffentlicher Raum birgt eine Reihe von kleineren Flächen, die das Zusammenspiel nicht-definierter Orte mit ihrer Umgebung zeigen. Er beherbergt so eine Vielzahl unterschiedlicher, kleinteiligerer, Fragmente.

Ortsbeschreibung und physikalische Eigenschaften:

Der Antonsplatz ist rund um die namesgebende Antonskirche und ihre Nebengebäude angelegt. Der Platz ist vornehmlich gepflastert bzw. asphaltiert, mit Bänken und Sitzgelegenheiten, die eine vielfältige Nutzung ermöglichen. Auch einige Grünflächen gibt es, diese dienen aber vornehmlich ästhetischen Zwecken. Vor allem in den Sommermonaten lädt das Areal zum

Sonnenbaden und Verweilen. Die unbeschränkten Zugangsmöglichkeiten, gute Erreichbarkeit insbesondere durch die 7A-Buslinie und die Nähe zum Reumannplatz, machen ihn zu einem zentralen Ort des Zusammenlebens in der Nachbarschaft.

Durch die dichte Bebauung in der Umgebung, die sich im Wesentlichen aus älteren Wohngebäuden zusammensetzt, ist der Platz sowohl von pendelnden Passanten als auch von Anwohner*innen frequentiert. Auch die beginnende Gentrifizierung mit Dachausbauten zeigt, dass der Platz sich in einem dynamischen, sich wandelnden urbanen Umfeld befindet. Der gerade stattfindende sozioökonomische Umbruch macht den Antonsplatz zu einem schwierig einzuordnenden öffentlichen Raum. Der vermehrte Zuzug aus bürgerlichen Gesellschaftsteilen hat Einfluss auf unterschiedliche Bereiche, von nachgefragten Waren über leistbares Wohnen bis hin zu medialer Aufmerksamkeit.

Soziale und kulturelle Nutzung:

Der Antonsplatz wird von einer Vielzahl unterschiedlicher Nutzer*innen frequentiert. Auffällig ist, dass der Platz nicht nur von den Bewohner*innen der Umgebung genutzt wird, sondern auch als Zentrum für soziale Interaktion, das vor allem bei Schönwetter von Menschen aus unterschiedlichen sozialen Schichten aufgesucht wird. Der Platz hat eine lebendige soziale Dynamik, die jedoch auch von Konflikten und Unregelmäßigkeiten geprägt ist, die auch den Fokus einiger Boulevardblätter auf sich ziehen. Die mediale Rezeption in der jüngeren Vergangenheit trägt hier mitunter zu sozialer Stigmatisierung bei. Presseberichte, in Bezug auf Gewaltvorfälle, Drogenkonsum und die „Antons“-Gruppe tragen zum Image des Platzes bei und vermitteln das Bild eines unruhigen vielleicht sogar gefährlichen Orts. Dazu einige Auszüge aus unterschiedlichen Medienhäusern:

- Gewaltvorfälle: Mehrere Berichte über Messerstechereien und Auseinandersetzungen auf dem Platz, wie Vorfälle im Mai 2025 oder August 2024, verdeutlichen, dass der Antonsplatz zunehmend als Ort von Konflikten wahrgenommen wird, insbesondere in Bezug auf Jugendliche und gewaltsame Auseinandersetzungen. Solche Ereignisse erregen Aufmerksamkeit und führen zu einer verzerrten Wahrnehmung des Ortes in der breiten Öffentlichkeit.

(21.5.2025, „Mein Bezirk“; 13.8.2024, „Kronen Zeitung“; 1.7.2024, „Der Standard“)

- Drogen und Gruppendynamiken: In einem Bericht über die „Antons“-Gruppe wird das soziale Milieu, das sich rund um den Platz gebildet hat, beleuchtet. Hier

kommen insbesondere Themen wie Drogenkonsum, Gewalt und Machtverhältnisse innerhalb einer Community zur Sprache, die durch die mediale Aufmerksamkeit verstärkt werden. Diese Berichterstattung trägt zu einer weiteren Stigmatisierung der Nutzung des Platzes durch marginalisierte Gruppen bei.

(13.7.2024, „Der Standard“; 25.3.2024, „OE24“; 26.5.2024, „Der Standard“)

- Schmierereien: Ein weiteres Beispiel für die mediale Aufmerksamkeit betrifft die Schmierereien auf der Antonskirche, die islamistische Sprüche enthalten. Diese Vorfälle werfen nicht nur Fragen zur Verhältnismäßigkeit der Reaktionen auf, sondern verdeutlichen auch die komplexen gesellschaftlichen Spannungen und die Frage, wie öffentliche Orte von verschiedenen sozialen und religiösen Gruppen genutzt und wahrgenommen werden. (28.5.2024, „Profil“)

Konflikte und räumliche Dynamik:

Durch die Nähe zu einem der größten Verkehrsknotenpunkte Wiens, dem Reumannplatz, und die direkte Anbindung an wichtige Verbindungen des öffentlichen Personennahverkehrs wird der Antonsplatz von vielen als ein zentraler Ort der Begegnung und des Austauschs wahrgenommen. Dies führt dazu, dass der Platz sowohl als soziales Zentrum als auch als Arena für soziale Differenzen fungiert.

Die gentrifikatorischen Tendenzen in der Umgebung, haben langfristig Einfluss auf den Charakter des Platzes als Raum für bestimmte Nutzer*innen. Insbesondere ist zu befürchten, dass Personen aus sozial schwächeren Schichten zunehmend eingeschränkt werden. Diese Entwicklung entlang ökonomischer Verwertungslogiken kann dazu führen, dass der Platz als Treffpunkt für marginalisierte Gruppen schwieriger zugänglich wird, während konventionelle Raumverwertung stärker in den Fokus rückt.

Der Antonsplatz ist ein vielschichtiger Ort in einem sich stark wandelnden urbanen Raum. Räumliche Struktur, soziale Dynamiken und die mediale Wahrnehmung des Platzes stehen in einem spannenden Wechselspiel. Einerseits dient der Platz als offener Raum für Begegnungen und gesellschaftliche Auseinandersetzungen, gleichzeitig wird er auf der anderen Seite auch von einer negativen Presse und den sozialen Konflikten belastet, die dort immer wieder an die Oberfläche treten.

Die Zukunft dieses Ortes wird stark von den fortschreitenden städtebaulichen Veränderungen und den sozialen Entwicklungen in der Umgebung beeinflusst. Es bleibt abzuwarten, inwieweit der Platz weiterhin als freier öffentlicher Raum für unterschiedliche

soziale Gruppen zugänglich bleibt oder diese zunehmend durch Interessen anderer Gruppen verdrängt werden.

Abbildungen Beispiel 6



Abbildung 30: Früher Vormittag im Antonspark, links eine Person beim ersten Mahl des Tages, rechts ist man noch nicht so weit.



Abbildung 31: Die Nische bei der Rampe vor dem Kirchenportal wird immer wieder genutzt.



Abbildung 32: Zwei interessante und durchaus politische Aussagen, die zum Schmierereien-Thema passen.

Der Abschluss meiner sechs Beispiele führt mich zur nächsten zentralen Aufgabe der Arbeit. Ziel ist es, die zuvor vorgestellten theoretischen Ansätze produktiv mit den empirisch beobachteten Orten in Zusammenhang zu setzen. Die sechs ausgewählten Fallstudien stellen mit informellen Treffpunkten, temporären Brachen, diskreten Rückzugsorte für obdachlose Menschen bis hin zu städtischen Nischen unterschiedliche Beobachtungen vor. Diese stehen unter dem Druck von Gentrifizierung und Ordnungspolitik, bieten damit ein vielfältiges Feld, um die komplexen sozialen Dynamiken urbaner Räume zu analysieren. Im Fortgang geht es nicht nur um die Beschreibung der physischen und sozialen Merkmale dieser Orte, sondern vor allem um ihre Einbettung in größere Prozesse von Raumanewinnung, Exklusion, sozialer Stigmatisierung und ökonomischer Verwertung.

Die Beispiele verdeutlichen, wie marginalisierte Gruppen städtische Räume informell nutzen und dadurch ihre Bedürfnisse nach Schutz, sozialer Interaktion und Identität ausdrücken. Dies geschieht jenseits offizieller Planungen und Reglementierungen. Gleichzeitig zeigen sie die Spannungen, die zwischen diesen informellen Nutzungen und städtischen Steuerungsversuchen entstehen; Sei es durch Reinigungsmaßnahmen, Zugangsbeschränkungen oder die Kommerzialisierung von Flächen. Diese Kontroversen stehen beispielhaft für einige Herausforderungen einer kritischen Stadtplanung, die soziale Realitäten erkennen und aktiv verarbeiten muss, um inklusive und gerechte urbane Räume zu schaffen.

Im Folgenden versuche ich zu zeigen, wie sich die theoretischen Konzepte der Stadtforschung auf meine sechs Beobachtungsorte anwenden lassen und welche Erkenntnisse sich daraus für eine sozialwissenschaftliche Perspektive auf urbane Räume ableiten lassen. Ziel ist es, die empirischen Beschreibungen in die theoretische Reflexion einzubetten und so einen Beitrag zur kritischen Diskussion von Themen rund um soziale Gerechtigkeit und räumliche Aneignung in der Stadtentwicklung zu leisten.

Nicht-definierte Orte als urbane Zwischenräume – Informelle Nutzung im Kontext städtischer Kontrolle und Gentrifizierung

Die sechs untersuchten Beispiele lassen sich in zwei Gruppen gliedern. Diese unterscheiden sich einerseits in ihrer räumlichen Beschaffenheit und sozialen Funktion, sind jedoch gleichzeitig durch grundlegende Gemeinsamkeiten miteinander verbunden. Die erste Gruppe, bestehend aus den Beispielen 1, 2 und 3, umfasst kleinräumige, nischenhafte Nicht-definierte Orte, die durch ihre informelle Nutzung und weitgehende Unsichtbarkeit gekennzeichnet sind. Sie stehen stellvertretend für physisch verdichtete, soziale Kleinräume, die sich durch pragmatische Aneignung im Schatten offizieller Stadtplanung herausbilden. Sie gelten in ihrer Gesamtheit als Nicht-definierte Orte.

Die zweite Gruppe, die Beispiele 4, 5 und 6, umfasst größere, öffentlich stärker wahrgenommene Areale, in denen soziale Dynamiken in komplexere und konflikthaftere Aushandlungsprozesse eingebettet sind. Diese Orte fungieren häufig als Schnittstellen unterschiedlicher Nutzergruppen und institutioneller Interessen. Hier fügen sich Nicht-definierte Orte als Teilbereiche in ein vielschichtiges urbanes Bedeutungsgeflecht ein.

Meine Auswahl orientiert sich an einer klaren analytischen Absicht: Ich möchte sichtbar machen, wie verdichtete, persönliche Praktiken in kleinsten räumlichen Konfigurationen mit größeren, strukturell verankerten Stadtbereichen zusammenhängen. Dabei geht mein Blick zunächst nach innen, auf die Qualitäten, Unterschiede und geteilten Merkmale der untersuchten Räume. Das, was sich an den konkreten Beispielen beobachten lässt, verweist auf grundlegende Konzepte der kritischen Stadtforschung; Allen voran Henri Lefebvres These von der Produktion des Raumes (Lefebvre, 1991).

In einem zweiten Schritt erfolgt ein Perspektivwechsel: Ich betrachte diese Orte von außen, im Spannungsfeld städtischer Regulation, gesellschaftlicher Wahrnehmung und ökonomischer Logik. Zentral ist der 1964 von der britischen Stadtsozialforscherin Ruth Glass maßgeblich geprägte Begriff der Gentrifizierung. Eine grobe darauf aufbauende Zusammenfassung erlaubt eine Unterteilung in vier Phasen:

- 1. Phase der Entstehung:** Am Anfang stehen strukturschwache, vernachlässigte Stadtteile, die niedrige Immobilienpreise und geringer Wohlstand kennzeichnen. Investor*innen und Immobilienentwickler*innen erkennen zunehmend dieses Potenzial für Aufwertung und beginnen, in den Stadtteil zu investieren (Smith, 1996).

2. **Phase der Aufwertung:** Der im Englischen für niedrigen Landadel verwendete Begriff „gentry“ liefert hier etymologische Basis. Steigende Attraktivität zieht eine wohlhabendere, oft junge und gut ausgebildete Bevölkerung in den Stadtteil, was zu einer Verbesserung der Infrastruktur und steigende Wohnkosten nach sich zieht. Die Gegend wird zunehmend für die Gentrifizierenden attraktiv (Ley, 2003).
3. **Phase der Verdrängung:** Steigende Kosten und eine Verlagerung bestimmter Infrastruktur werden für viele der aktuellen, kapitalschwächeren Bewohner*innen zunehmend schwieriger zu tragen. Die Folge ist eine graduelle Verdrängung, diese kann sowohl physisch, beispielsweise durch Neu- oder Umbauten, als auch sozial durch den Zuzug anderer Gesellschaftsteile erfolgen (Atkinson, 2000).
4. **Phase der Konsolidierung:** Der Stadtteil ist nun vollständig aufgewertet und weist eine erhöhte sozioökonomische Homogenisierung auf. Ursprüngliche Vielfalt wird weitgehend durch eine wohlhabendere sowie homogenere Bevölkerung ersetzt, die sich auch im Stadtbild niederschlägt (Smith, 1996). Diese neu geschaffenen Bedingungen beziehungsweise Ansprüche an den urbanen Raum erschweren auch die Existenz nicht-definierter Orte.

Besonders die ersten drei Prozessteile, daraus entstehende diskursive Markierungen und institutionelle Kontrolle erzeugen jenes Außen, das die Lebensrealität der Nutzer*innen dieser Räume maßgeblich beeinflusst. Dieses Zusammenspiel von Innen- und Außenfaktoren verweist erneut auf die eingangs beschriebene Metapher des Neutronensterns, dessen Masseschwankungen als Bild für die dynamischen, teils widersprüchlichen Kräfte im urbanen Raum dienen.

So wie ein Neutronenstern unter äußerem Druck nicht kollabiert, sondern im Inneren kaum erwartbare Dynamiken freisetzt, reagieren auch Nicht-definierte Orte nicht mit Auflösung, sondern mit Bewegung, Anpassung und Widerstand. Ihre Reaktionsfähigkeit offenbart sich im Kleinen: im zwischenzeitlichen Rückzug, in kreativen Umnutzungen, in der Fähigkeit, sich den Zugriffen städtischer Kontrolle zu entziehen oder sie punktuell umzudeuten. Diese Orte entstehen nicht außerhalb der Stadt, sondern im Kern ihrer Widersprüche. Sie sind

Produkt und launige Ergänzung zugleich. Dort, wo die formelle Ordnung zu dominieren scheint, verschaffen sich durch solche Räume leise, aber nachhaltige Gegenkräfte Platz. In den Konflikten zwischen Innen und Außen, Aneignung und Regulierung, Unsichtbarkeit und öffentlicher Aushandlung zeigen sich urbane Verdichtungen, die, ähnlich wie bei Thorne, nicht zur Implosion führen, sondern zur unregelmäßigen Entwicklung einer eigenen, widerständigen Logik. Nicht-definierte Orte sind somit nicht nur Ränder, sondern Verdichtungspunkte urbaner Realität, fragile, jedoch beständige Zeugnisse der vielfältigen sozialen Energien im Inneren der Stadt.

Gruppe 1: Nicht-definierte Kleinstorte mit informeller Nutzung

Die Beispiele 1 bis 3 – die Brache an der Ottakringer Straße, der Hauseingang in der Veronikagasse und die Gebäudenische in der Herndlasse – zeigen auf unterschiedliche Art, wie informelle Nutzung in Wien praktiziert wird. Trotz ihrer Unterschiede teilen diese Orte eine grundlegende Gemeinsamkeit: Es handelt sich um physisch vorhandene, jedoch nicht offiziell vorgesehene oder geplante Räume. Ihre Nutzungsformen präsentieren sich im Spannungsverhältnis zwischen individuellen Bedürfnissen und normativen Ordnungsvorstellungen. In diesen Auseinandersetzungen manifestiert sich ein zentrales Moment von Lefebvres Raumtheorie: Raum entsteht nicht durch Planung allein, sondern durch gelebte Praxis, Wiederholung und Alltag (Lefebvre, 1991). Lefebvre unterscheidet zwischen dem geplanten Raum („espace conçu“) und dem gelebten Raum („espace vécu“), in dem Affekt, Erinnerung und soziale Erfahrung wirksam werden.

Auch Marc Augé spricht mit seinem Begriff der „Nicht-Orte“ (1992) jene funktionalen, anonymen Zonen an, die durch individuelle Nutzung Bedeutung gewinnen können. Die Orte des Rückzugs, Rastens, und Zusammenkommens, die hier in Erscheinung treten, stehen exemplarisch für diese Umdeutung scheinbar nicht-definierter Räume.

Die Brache an der Ottakringer Straße etwa entstand nach dem Abriss eines Altbaus als unbebaute L-förmige Fläche, die trotz provisorischer Absperrung leicht zugänglich blieb. Ihre physische Unattraktivität, verteilter Schutt, erdiger oder schlammiger Boden, fehlende Infrastruktur, stand dabei in widersprüchlicher Beziehung zu einer gut angebundenen urbanen Lage und relativer Ungestörtheit. Gerade diese Ambivalenz machte den Ort attraktiv und nutzbar für kleinere Gruppen, die ihn meist ab dem Abend bis in die Nacht frequentierten. Die Nutzung erfolgte informell, war nicht an Konsum gebunden und dadurch niederschwellig und

ist durch eine alltägliche Aneignung im Sinne Michel de Certeaus (1984) gekennzeichnet. Nicht über Besitz oder Zuweisung, sondern durch wiederholte Praxis schreiben sich Nutzer*innen in den Raum ein. Der französische Philosoph beschreibt solche Praktiken als taktisches Handeln, das innerhalb bestehender Ordnungen stattfindet, ohne je explizit den direkten Konflikt zu suchen. Mit dem Baubeginn 2024 endete diese Phase informeller Nutzung. Der Raum wich der kommerziellen Verwertung, ein Prozess, den David Harvey (2008) als Ausdruck kapitalistischer Stadtentwicklung diagnostiziert.

Im gegenständlichen Text „The Right to the City“, in welchem er sich auf Lefebvres Forderung bezieht, interpretiert er die Stadtentwicklung als Ausdruck marktwirtschaftlicher Logiken. Städte entstünden nicht neutral, sondern gezielt im Sinne der Kapitalverwertung und in weiterer Folge Vermehrung. Prozesse wie Gentrifizierung und Privatisierung öffentlicher Räume dienten vor allem dazu, überschüssiges Kapital anzulegen und Gewinne zu generieren. Konsequenzen daraus sind Verdrängung und eine sich verschärfende soziale Ungleichheit. Urbanisierung wird dabei als Mittel zur Bewältigung kapitalistischer Krisen genutzt, was auch im populärsprachlich gebrauchten Begriff „Betongold“ als sichere Anlageform Niederschlag findet. Zentral ist Harveys Forderung, aufbauend auf Lefebvre, nach einem „Recht auf Stadt“. Darin sieht er den kollektiven Anspruch aller Stadtbewohner*innen, über die Gestaltung ihrer Stadt mitzuentcheiden. Dieses Recht sei aktuell jedoch vor allem wirtschaftlichen und politischen Eliten vorbehalten. Das „Rote Wien“, woraus die Beispiele stammen, gibt aufgrund seiner langjährigen stadtpolitischen Positionen ein in dieser Hinsicht noch recht gemäßigtes Bild dahingehend ab (Ramm & Czernin, 2019).

Etwas verhaltener zeigt sich das Beispiel entlang der Veronikagasse. Ein Hauseingang mit sechs Stufen, verborgen im Schatten eines Altbaus, wurde und wird über längere Zeit von obdachlosen Personen als Schlafplatz genutzt. Die physische Qualität – Windschutz, Rückzugsfähigkeit, Nähe zu Hilfsangeboten sowie zu Bezugsquellen unterschiedlicher Güter des täglichen Bedarfs, Medikamente sowie möglicherweise Suchtmittel – macht den Ort besonders geeignet für Menschen in prekären Lebensumständen. Trotz der Nutzung blieb der Eingangsbereich funktional, es wurde zumeist darauf geachtet, nicht zu stören. Hier zeigt sich, wie selbst ein scheinbar neutraler Nicht-definierter Ort durch kontinuierliche Präsenz soziale Bedeutung annimmt. In Anlehnung an Judith Butlers (2009) Theorie der Sichtbarkeit marginalisierter Körper lässt sich diese Nutzung als Form politischer Präsenz deuten; Nicht durch auffälligen Protest, sondern durch alltägliche Existenz in einem bestimmten städtischen

Randbereich. Butler betont, dass politische Anerkennung Sichtbarkeit voraussetzt – wer nicht gesehen wird, kann auch nicht mit Hilfe versorgt oder geschützt werden.

Wacquants Konzept der „Urban Outcasts“ (2007) eröffnet hier eine analytisch aufbauende Perspektive auf Prozesse städtischer Marginalisierung. Städte produzieren, nicht notwendigerweise vorsätzlich, sondern strukturell bedingt, Räume des Ausschlusses. In diesen werden bestimmte Bevölkerungsgruppen durch eine Reihe von Faktoren vom gesellschaftlichen Leben ferngehalten. Diese Räume sind durch soziale, ökonomische und symbolische Degradierung gekennzeichnet und entziehen ihren Benutzer*innen weitgehend die Möglichkeit gesellschaftlicher Teilhabe und Anerkennung (Wacquant, 2007).

Wie dieser graduelle Ausschluss geschieht, lässt sich anhand der Kapitaltheorie Bourdieus als Resultat ungleicher Verteilung und Wirksamkeit von Kapitalformen innerhalb des sozialen Raums nachvollziehen. Dieser soziale Raum, den Bourdieu als relationales Gefüge von Positionen beschreibt, ist durch den Umfang und die Zusammensetzung von ökonomischem, kulturellem, sozialem und symbolischem Kapital strukturiert (Bourdieu, 1985; Bourdieu, 1983). Darin sind Positionen nicht neutral, sondern durch Machtverhältnisse und symbolische Grenzziehungen gekennzeichnet. Die in urbanen Gebieten lebenden Gruppen verfügen typischerweise über geringes ökonomisches Kapital, limitierten Zugang zu institutionell anerkanntem kulturellem Kapital und ein schwach ausgeprägtes soziales Netzwerk. All dies sind Faktoren, die ihre gesellschaftliche Position schwächen und ihren Ausschluss reproduzieren (Bourdieu, 1983).

Zugleich wirken an diesen Orten weiterhin symbolische Machtmechanismen, etwa in Form stigmatisierender Diskurse über Problemviertel oder Unterschichten, welche die symbolische Entwertung ganzer Nachbarschaften und ihrer Bewohner*innen auch im Alltag verfestigen. Diese symbolische Gewalt, verstanden als unsichtbare, aber wirkmächtige Form von Machtausübung, sorgt dafür, dass die bestehende soziale Ordnung als legitim erscheint, und von den Ausgeschlossenen selbst internalisiert wird (Bourdieu, 1998). In diesem Sinne ist der laufende Aushandlungsprozess im städtischen Raum nicht bloß ein geographisches, sondern ein soziales und symbolisches Phänomen. Es resultiert daraus eine Kombination aus wahrgenommenen sowie reproduzierten Mängeln. Folglich kann die Nutzung von temporär Nicht-definierten Räumen als notwendiges Ausweichverhalten und widerständige Sichtbarkeit

interpretiert werden, da es marginalisierten, nach Bourdieu kapitalschwachen, Personengruppen an Alternativen oftmals mangelt.

Der überbaute Gebäudevorplatz in der Herndlasse ist schließlich ein weiterer Ort informeller Raumnutzung, der immer wieder durch improvisierte Adaption, Möbel, Sichtschutz, persönliche Gegenstände, über Tage bis Wochen geprägt wurde. Auch hier ist die Nutzung diskret, aber eindeutig: Der Ort wird zum temporären Zuhause. Gleichzeitig kommt es immer wieder zu Räumungen und Reinigungsaktionen, die den Raum anonymisieren und neutralisieren sollen. Diese Dynamik zeigt einen symbolischen wie materiellen Verdrängungsmechanismus. Die Existenz wird dadurch stigmatisiert, dieser Nicht-definierte Ort jeder geschaffenen Bedeutung beraubt. Erving Goffmans Begriff der Stigmatisierung (Goffman, 1963) sowie Neil Smiths Theorie der „revanchistischen Stadt“ (Smith, 1996) helfen, diese Entwicklung einzuordnen. Städtische Institutionen reagieren auf vom Planmäßigen abweichende Nutzung in solchen Fällen auch mit Repression, insbesondere dort, wo ökonomische Aufwertung bevorsteht.

Diese drei Beispiele zeigen ein strukturelles Muster: Informelle Nutzung schafft soziale Räume, auch gerade dort, wo keine vorgesehen sind. Die Aneignung erfolgt leise und aus schlichter Notwendigkeit, kann aber zu einer persönlich hohen Bedeutung heranreifen. Wie Tonkiss (2005) betont, ist Urbanität kein stabiler Zustand, sondern ein ständiger Aushandlungsprozess.

Gruppe 2: Nicht-definierte Orte als Teile öffentlich sichtbarer Konflikträume

Im Folgenden rückt nun die zweite Gruppe in den Fokus, jene öffentlich sichtbaren, konfliktbeladenen Räume (Beispiele 4 bis 6), die stärker im Spannungsfeld zwischen Nutzung und institutioneller Kontrolle stehen. Ihre Größe, Sichtbarkeit und zentrale Lage führen zu einer dichteren Überlagerung von Interessen, Normen und stadtpolitischen Maßnahmen. Hier zeigen sich nicht nur die Aneignungsversuche durch marginalisierte Gruppen, sondern vor allem der Versuch, diese Aneignung zu verhindern oder zumindest zu verdrängen. Sie bilden die Bühne für den oben angeführten kontinuierlichen Aushandlungsprozess der durch soziale Praktiken, Machtverhältnisse und räumliche Veränderungen ständig neu produziert wird.

Der Bereich um die U6-Station Gumpendorfer Straße ist ein solcher Übergangsraum. Als Transitort gelegen in der Nähe sozialer Einrichtungen wie Aidshilfe oder

Übergangswohnheimen, entwickelt er sich zu einem sozialen Knotenpunkt. Trotz seiner Durchgangsfunktion entsteht hier eine informelle Infrastruktur, geprägt von gegenseitiger Unterstützung, Sichtbarkeit und Schutz. Doch hier greift die Stadt regulierend ein: Nachtabsperrungen und bauliche Einschränkungen signalisieren den Versuch, ungewünschte Nutzung zu unterbinden. Der Ort wird nicht primär als sozialer Raum erkannt, sondern als Sicherheitsproblem, exemplarisch für Governance-Strategien, die Sichtbarkeit verwalten und kontrollieren (Mitchell, 2003). Zu betonen ist, dass diese und ähnliche Vorgehensweisen vielfach von der Mehrheitsgesellschaft gewünscht und gefordert werden, ohne sich zwangsläufig mit deren genaueren Auswirkungen und Effektivität auseinanderzusetzen.

Der Richard-Waldemar-Park gibt ein weiteres Beispiel für diesen Zielkonflikt. Informelle Nutzung wie Schlafplätze, Graffiti, oder Gruppentreffen, kollidiert hier mit gesellschaftlicher Stigmatisierung. Während manche Nutzer*innen den Ort als temporäres Zuhause erleben, wird ihre Präsenz auch als Störung wahrgenommen. Öffentliche Infrastruktur wird so gestaltet, dass sie bestimmte Nutzungen erschwert: Einzelne Sitze anstatt Bänke und Zäune vor uneinsichtigen Winkeln sind dafür Beispiele. Gerade diese Orte wären jedoch eine Möglichkeit urbaner Teilhabe. Hier zeigt sich deutlich, dass Stadtpolitik nicht nur über physische Maßnahmen wirkt, sondern auch über symbolische Rahmungen dessen, was als „erwünschte“ Nutzung gilt; schlafen am Kirchentor gehört nicht dazu.

Am deutlichsten verdichtet sich der gesellschaftliche Konflikt um Raum am Beispiel des Antonsplatzes. Medienberichte, politische Debatten und Interventionen überlagern sich zu einem Bild der Gefährdung – Drogenkonsum, Gewalt, Unordnung. Der Platz wird zur Projektionsfläche städtischer Ängste und zum Experimentierfeld repressiver Stadtpolitik. In der Folge werden bestimmte Nutzer*innengruppen verdrängt, der Raum real umgestaltet und symbolisch neu besetzt. Vielfach geht dieser Prozess mit ökonomischen Verwertungsinteressen als Bedingung für und Konsequenz von Gentrifizierung einher.

Zusammenfassend macht die Analyse aller sechs Beispiele deutlich: Informelle Räume sind keine Leerstellen, sondern dynamische Aushandlungszonen sozialer Praxis. Sie ermöglichen Sichtbarkeit, Schutz, soziale Vernetzung, gerade für all jene, die im formellen Stadtraum wenig Platz haben. Ihre zunehmende Regulierung verweist auf tiefgreifende Verdrängungsprozesse, die nicht zufällig, sondern strukturell bedingt sind, als Ausdruck einer Stadtentwicklung, die normative Ordnung, wirtschaftliche Verwertbarkeit und soziale Exklusion zunehmend

verknüpft. Insofern bilden informelle Aneignungen keine bloßen Randphänomene, sondern zentrale Momente einer konflikthaften Urbanität. Die hier sichtbar werdenden Dynamiken stellen grundlegende Fragen an das Verständnis von Öffentlichkeit, Teilhabe und städtischer Gerechtigkeit. Wenn das „Recht auf Stadt“ (Lefebvre 2016, Mitchell, 2003) mehr sein soll als ein abstrakter Anspruch, dann müssen auch jene Räume ernst genommen werden, die informell entstehen, sei es durch Not, durch Praxis, oder durch Alltag.

Nicht-definierte urbane Räume als versteckte Nischen oder öffentliche Zwischenzonen werden durch informelle Nutzung zu sozialen Orten, insbesondere für marginalisierte Gruppen. Während diese Kleinstorte auch als Bestandteile größerer Raumeinheiten leise und alltäglich angeeignet werden, geraten diese sichtbareren Räume stärker in den Fokus institutioneller Kontrolle und Verdrängung. In beiden Fällen zeigen sich zentrale Spannungen zwischen Aneignung, Ausschluss und dem Recht auf Stadt: im kleinen Hauseingang wie vor dem Kirchenportal.

Insbesondere vor diesem Hintergrund ist diese Arbeit keineswegs politisch und gesellschaftlich neutral und bedarf einer klaren Positionierung meinerseits. Die Auseinandersetzung mit nicht-definierten Orten und ihrer informellen Nutzung ist immer Teil eines Spannungsfeld aus ethischen, politischen und wissenschaftlichen Verantwortlichkeiten. Eine zentrale Frage ist jene nach der Anonymität der Orte und ihrer Nutzer*innen, sowie der potenziellen Bedrohung durch Sichtbarmachung im Zuge wissenschaftlicher Auseinandersetzung.

Diese Orte existieren gerade durch eine bewusste oder notwendige Unsichtbarkeit im städtischen Gefüge. Sichtbar zu werden, kann für marginalisierte Gruppen mit erhöhtem Risiko sozialer Kontrolle, Stigmatisierung oder Verdrängung einhergehen (Butler, 2009; Mitchell, 2003). Was aus meiner forschenden Perspektive als analytisch notwendig erscheint, die Beschreibung, Kategorisierung und Kontextualisierung solcher Räume, kann gleichzeitig jene Dynamiken verstärken, die genau zu ihrer Prekarität führen. Judith Butler (2009) betont in ihrer Theorie der politischen Sichtbarkeit, dass Sichtbarkeit ambivalent ist. Sie ist eine Notwendigkeit für Anerkennung, kann aber gleichzeitig als Grundlage von Kontrolle und Ausschluss genutzt werden.

Eine ethisch bedeutsame Komponente meiner Arbeit zeigt sich daher in der Frage, inwieweit die wissenschaftliche Praxis selbst zur Reproduktion von Machtverhältnissen beiträgt. Wer wird sichtbar gemacht, wer bleibt unsichtbar, und wer entscheidet darüber?

In Anlehnung an Michel Foucaults (1977) Konzept der Gouvernamentalität ist gesammeltes Wissen nie neutral, sondern immer auch Teil einer Konstruktion von „Wahrheit“. Jene kann vielfältig genutzt werden, wie zur Schaffung eines disziplinierenden Reglements, um bestimmte Anforderungen durchzusetzen. Folglich birgt die Produktion von Wissen über informelle Orte das Risiko, selbst zur Instrumentalisierung durch politische oder ökonomische Interessen beizutragen. Besonders relevant ist dies in von starken Veränderungen geprägten Stadtteilen, die durch Aufwertung und Kontrolle geprägt sind (Smith, 1996; Harvey, 2008). Bereits Henri Lefebvre (1991) hat mit seiner These von der „Produktion des Raums“ genau auf diese Gefahr hingewiesen. Raum entsteht nicht bloß durch physische Gestaltung, sondern auch durch Diskurse, Wahrnehmungen und Repräsentationen. Die wissenschaftliche Erfassung eines nicht-definierten Ortes kann nicht neutral sein. Sie ist immer Bestandteil der Prozesse, die seine Bedeutung und mögliche Zukunft beeinflussen.

Eine überlegte Auseinandersetzung mit diesen Fragen ist notwendig. Ich muss mir meiner eigenen Position als Forscher bewusst sein, die Wirkung von Sprache und Darstellung kritisch bedenken und die Beiträge jener ernst nehmen, die solche Räume nutzen. Gerade wenn sie sich einer offiziellen Sprache oder Dokumentation mehrheitlich entziehen. Orte und Nutzungsformen dürfen nicht romantisiert oder verschwiegen werden, vielmehr ist ein Zugang zu wählen, der ihre Verletzlichkeit anerkennt.

Don Mitchell (2003) fordert in diesem Zusammenhang das „Recht auf Raum“ für alle, welches auch für jene gilt, die sich teils außerhalb formeller Ordnungen bewegen. Dieses Recht beinhaltet das Recht auf Unsichtbarkeit und Ambiguität sowie auf Nutzung ohne übermäßige Kontrolle. Eine kritische Stadtforschung, die sich auf Lefebvre (2016) und Harvey (2008) beruft, muss daher nicht nur bestehende Ungleichheiten benennen, sondern auch vermeiden, selbst Instrument jener Dynamiken zu werden, die sie analysiert.

Das Sichtbarmachen nicht-definierter Orte ist eine politische Handlung. Sie verlangt nicht nur analytische Sorgfalt, sondern auch ethische Sensibilität. Nur wenn wissenschaftliches Arbeiten diese Dimensionen mitdenkt, kann sie im Sinne eines gelingenden Verständnisses von

Stadtentwicklung wirken. Mein Fokus lag und liegt darauf, so wenig wie möglich zur unbeabsichtigten Legitimation von Verdrängung beizutragen, und gleichzeitig die schützende Seite von Sichtbarkeit zu betonen.

Zwischen Baustelle und Rand: Aneignung, Verdrängung und das Recht auf Stadt

Wer macht die Stadt? Um diese Frage zu bearbeiten, rückt mein Text nun wieder ein Stück näher an die empirische Praxis, um eine Reihe von Beobachtungen in zusammenzufassen.

Zwischen Baustellencontainern, Verkehrslärm und eingezäunten Flächen finden sich soziale Lebensrealitäten, die in offiziellen Stadtplänen kaum bis nicht vorgesehen sind. Diese urbanen Zwischenräume sind keine Leerräume, sondern Orte informeller Aneignung, Aushandlung und temporärer Symbiosen. Eine zentrale Frage lautet: Wie verändern Gentrifizierungsprozesse die Nutzbarkeit urbaner Räume, und welche politischen Kämpfe werden an ihren Rändern ausgetragen? Wer hat das Recht zu bleiben? Wer bestimmt, wie Stadt auszusehen hat? Und was sagen alltägliche Praktiken der Aneignung über die sozialen Machtverhältnisse in urbanen Kontexten aus? Wie wirkt sich alles dies auf Nicht-definierte Orte als räumliche Sinneinheit aus?

1. Randlagerung: Aneignung an den Grenzen definierter Orte

Große Verkehrsadern, Baustellen oder Infrastrukturprojekte wirken auf den urbanen Raum nicht nur strukturierend, sondern auch verdrängend. Sie produzieren durch ihre funktionale Logik Ausschlusszonen, in denen wenig Platz für informelle Nutzung bleibt. Gleichzeitig entstehen an ihren Rändern temporäre Nischen, die von marginalisierten Gruppen genutzt werden. Dieses Phänomen, hier als "Randlagerung" gefasst, beschreibt die Aneignung innerstädtischer Randzonen durch Menschen, die im offiziellen Stadtbild wenig Platz und Möglichkeiten haben. Sie erst geben den Nicht-definierten Räumen eine zumindest temporäre Sichtbarkeit und Bedeutung.

So zeigt sich etwa bei den Beispielen der Veronikagasse im 16. Bezirk, der Herndlgasse im 10. Bezirk oder dem Richard-Waldemar-Park im 5. Bezirk, dass es während größerer

Bauvorhaben zu einer informellen Nutzung nicht-definierter Räume kommt. Diese Orte werden nicht geplant, nicht gepflegt, es wohnt ihnen keine Absicht inne, aber sie werden gebraucht. Inmitten von Containern, Paletten und mobilen Toiletten entstehen temporäre Schutzräume, die zwar prekär sind, aber auch Handlungsoptionen darstellen. Dabei zeigte sich eine paradoxe Koexistenz: Während Bagger graben und Kräne Lasten durch die Luft bewegen, lagern Menschen nebenan, suchen Schutz und Ruhe oder gehen sozialen Grundbedürfnissen nach. Das sind fragile Momente von Duldung, getrieben durch die Ambivalenz von Ordnung und Unordnung, Verwertbarkeit und Nutzlosigkeit, immer auch gefärbt durch den gewählten Blickwinkel.

Eine mögliche weiterführende Perspektive im Sinne marginalisierter Menschen entwarf Judith Butler (2016). Sie beschreibt darin bereits die Anwesenheit und gegebenenfalls Versammlung von Personen (Körpern) als politischen Akt. Diese sind sozial, physisch und auch ökonomisch verletzlich, was insbesondere prekäre Gesellschaftsteile betrifft. Ihre Sichtbarkeit stellt eine Form des Protests dar, der sich widerständig gegen herrschende, normative Raumordnung wendet. Nicht-definierte Orte im urbanen Raum werden so zu kleinen Projektionsflächen ungleich verteilter Machtverhältnisse.

2. Gentrifizierung, Verdrängung und die symbolische Ordnung der Stadt

Alle von mir untersuchten Orte befinden sich an den Grenzen bereits gentrifizierter oder gerade starkem Wandel unterworfenen Stadtteile. Die hauptgegenständliche Aufwertung bedeutet dabei nicht nur eine ökonomische Umstrukturierung, sondern auch eine symbolische Reorganisation des öffentlichen Raums, wie sich an den Beispielen Ottakringer Straße und Veronikagasse auch bildlich nachweisen lässt. Aufgewertete Viertel und Häuserblöcke ziehen eine Klientel an, die bestimmte Vorstellungen von Ordnung, Sauberkeit und Sicherheit mitbringen. Was diesen Vorstellungen nicht entspricht, wird als Unordnung markiert, marginalisiert, und wie in der Herndl gasse regelmäßig entsorgt. Der bisweilen marxistischen Argumentationslinie Smiths (1996) folgend revanchieren sich damit finanzstärkere Gesellschaftsteile der Mittel- und Oberschicht an den von ihnen als störend eingeordneten schwächeren Gesellschaftsteilen. Der daraus resultierenden Stigmatisierung entkommen oft auch zuständige politische Akteur*innen nicht ganz, fallen doch das mehrheitliche Ordnungs- und Sicherheitsempfinden und Bedürfnis ebenso in ihren Aufgabenbereich, wie eine wachstumsorientierte Förderpolitik des Bauwesens. Diesen Prozess deutet Smith als die

ideologisch motivierte Rücknahme sozialstaatlicher Errungenschaften im urbanen Raum, eine Revanche an Unordnung und Störenden (vgl. Smith 1996).

Dies unterstreicht auch symbolische Konstruktion; etwa durch Medienrhetorik wie die Presse zum Antonsplatz, einschlägige politische Debatten oder Verwaltungsstrategien wird die Präsenz von marginalisierten Gruppen untergraben und bisweilen kriminalisiert. Orte wie derselbe Platz werden als Problemzonen dargestellt, was Eingriffe in den öffentlichen Raum wie Überwachung, Umgestaltung oder Räumung legitimieren soll. Bestimmte städtische Areale werden so nicht nur physisch, sondern auch diskursiv für bestimmte Gruppen unzugänglicher gemacht. Der Wunsch nach Sicherheit, Kontrolle und Ästhetik fungiert in stiller Allianz zwischen Investoreninteressen und ordnungspolitischen Strategien. Konkret schlägt sich dieser Anspruch auch in meinen Feldnotizen nieder: Die Intervalle von Räumungen, Reinigungen und Übermalungen verkürzten sich in der Veronikagasse und der Herndlgasse mit Näherrücken der geplanten Bautätigkeiten merklich. In der Ottakringer Straße wurden die Zäune verstärkt und die Berichterstattung zum Antonsplatz führte zu einer medienwirksamen Übermalung von Graffiti. Am Richard-Waldemar-Park fand eine Verlagerung vom eigentlichen Park nach Süden, zuerst Richtung Supermarkt, dann U4-Station Pilgramgasse, statt.

Gentrifizierung wirkt in diesem Zusammenhang doppelt: Einerseits transformiert sie den materiellen Raum durch bauliche Eingriffe wie Neubauprojekte, Sanierungen oder die Umnutzung brachliegender Flächen. Diese Prozesse tragen nach Henri Lefebvres Theorie der Produktion des Raumes dazu bei, den Raum als ein nicht neutrales Gefüge zu begreifen. Er ist immer auch sozial konstruiert und ist ein physischer Ausdruck gesellschaftlicher Machtverhältnisse (Lefebvre 1991). Das konkrete Produkt ist vielfach eine Rekombination zugunsten marktwirtschaftlicher Verwertungslogiken. Zugleich greift die Gentrifizierung tief in die symbolische Ordnung der Stadt ein. Bestimmte Gruppen wie beispielsweise prekär Beschäftigte, Migrant*innen oder obdachlose Menschen, werden aus dem öffentlichen Bewusstsein verdrängt und stigmatisiert. Diese alltäglich beobachtbaren Dinge verweisen auf Pierre Bourdieus Konzept der symbolischen Gewalt. Die soziale Umgebung wird dabei so umgedeutet, dass bestimmte Machtverhältnisse über Zeit als immer selbstverständlicher erscheinen, sich in alltäglichen Wahrnehmungen und Klassifikationen niederschlagen und sich im Stadtbild durchsetzen (vgl. Bourdieu 1993). Solche Prozesse rufen Widerstand bei den Betroffenen hervor.

3. Informelle Aneignung als widerständige Praxis

Angelehnt an Michel de Certeaus Konzept des taktischen Handelns (1984) sind die gegenständlichen informellen Raumnutzungen keineswegs zufällig. Sie sind bewusste Alltagspraktiken, durch die sich marginalisierte Menschen räumliche Handlungsspielräume schaffen. Ein Hauseingang, eine Brache oder eine Unterführung wird durch wiederholte Nutzung zu einem sozialen Raum; sichtbar, belebt, zumindest temporär nach bestimmten Bedürfnissen zu Eigen gemacht.

Aus dieser räumlichen Mikro-Politik entsteht eine Gegenöffentlichkeit. Sie zeigt die politische Dimension alltäglicher Existenz auf, ihre zuerst passive Sichtbarkeit wird hier zur Handlung. In diesem Sinn sind informelle Nutzungen mehr als Notlösungen, sie sind Ausdruck eines Existenzwillens im urbanen Raum und einer hohen Anpassungsfähigkeit an restriktive Raumlogiken. Die Nutzer*innen wissen oft genau, wann sie geduldet, wann sie gefährdet sind, was besonders unter prekären Umständen bedeutend ist. Sobald ökonomische Interessen greifen, rücken auch die erfüllten, nicht-definierten Orte in den Fokus. Für die Bebauung ist eine Räumung nötig oder es entstehen aus neuen Ansprüchen an den jeweiligen Ort andere architektonische Hindernisse. Die Brache an der Ottakringer Straße verschwindet, der Hauseingang wird geschlossen, der Park revitalisiert.

Diese Prozesse stehen exemplarisch für den Versuch systematischer Auslöschung informeller Raumproduktion, in Judith Butlers (2016) Begrifflichkeit: der Unsichtbarmachung prekärer Körper im öffentlichen Raum. Für Butler ist Sichtbarkeit kein neutraler Zustand, sondern ein umkämpftes Terrain, auf dem soziale Anerkennung, politische Zugehörigkeit und Lebbarkeit ausgehandelt werden. Die informelle Präsenz marginalisierter Gruppen im Stadtraum – etwa durch Schlafen, Lagern, Versammeln – ist eine performative Praxis, durch die politische Ansprüche verkörpert werden, gerade weil sie außerhalb normativer Formen bürgerlicher Öffentlichkeit stattfindet. Körper, die sich im urbanen Raum versammeln, „fordern das Recht auf ein lebbares Leben ein“ (Butler, 2016). Diese Aussage zeigt sich besonders im Widerspruch meiner Beobachtungen der Gumpendorfer Straße und Teilen von dessen medialen Widerhall („orf.at“, 20.10.2018; „Krone.at“, 05.07.2024; „DerStandard“, 16.09.2020). Während meiner hier von 2019 bis 2025 laufenden Beobachtungen und Aufzeichnungen präsentierte sich dieses Areal größtenteils als zwar gut besucht aber meist unauffällig. Die höhere Einsatzdichte der Wiener Rettung führte ich weitestgehend auf die hohe Anzahl von marginalisierten Personengruppen mit Erkrankungen und medizinischen Problemen aus dem Suchtbereich

zurück. Deutlich war eine nahezu tägliche Polizeipräsenz, als sichtbares Zeichen von Kontrolle, Sicherheit und Ordnung.

In diesem Kontext ist W.J.T. Mitchells Konzept der Sichtbarkeitsregime (2002) hier aufschlussreich. Was im (Wiener) Stadtraum sichtbar ist und was nicht ist kaum zufällig, sondern Ausdruck machtvoller symbolischer Ordnungen. Die informelle Aneignung des Raums unterläuft diese Ordnungen durch die Einführung abweichender Formen der Präsenz und Repräsentation. Ein nicht-definierter Ort wird nicht nur genutzt, sondern bildlich besetzt und damit zum Symbol. Er steht als soziales Bild für Alternativen zur verwerteten Stadt. Ihre allgemeine Sichtbarkeit wird zur Form des Widerstands gegen visuelle und materielle Strategien der Verdrängung. Im konkreten Beispiel sind dies mehrheitlich sozial schwache Personen und Suchtkranke.

Generalisiert lassen sich informelle Raumpraktiken so als sichtbare sowie performative Aktionen verstehen, die sowohl körperlich als auch symbolisch funktionieren. Sie nehmen sich Raum, erzeugen Gegenbilder zur mehrheitsgesellschaftlich normierten Stadt und machen die prekäre Koexistenz im urbanen Mosaik sichtbar. Zumindest, bis neue, mächtigere, Interventionen diese Lesbarkeit wieder zu tilgen versuchen.

4. Das "Recht auf Stadt" als politische Forderung

Henri Lefebvre prägte 1968 das Konzept des "Rechts auf Stadt". Dieses Recht ist kein juristischer Anspruch, sondern eine radikale Forderung nach mehr Bedeutung und Teilhabe an der Gestaltung und Aneignung städtischen Raums. Der französische Philosoph richtet sich gegen die technokratische, ökonomisch gesteuerte Stadtplanung und plädiert für eine kollektive Rückgewinnung urbaner Lebensräume durch ihre Bewohner*innen.

Lefebvres Ansatz wurde durch Don Mitchells Arbeiten wieder aufgenommen und ergänzt: Für ihn sind öffentliche Räume nicht neutral, sondern umkämpft (2003). Das Recht auf Stadt müsse gegen die Definitionsmacht der Raumverwalter*innen verteidigt werden. Wer als legitime*r Nutzer*in gilt, entscheidet über Sichtbarkeit und Teilhabe. Mitchell arbeitet dabei verstärkt in Richtung konkreter politischer Forderungen. In Anlehnung an Lefebvre ist bei ihm das Recht auf Stadt als materiell durchsetzbares Recht und konkrete Ermächtigung marginalisierter Personen im urbanen Raum zu verstehen.

Margit Mayer plädiert dafür (2009, 2011), das Recht auf Stadt als politische Plattform für soziale Bewegungen auszulegen. Diese positionieren sich gegen neoliberale Stadtentwicklung, soziale Ausgrenzung und ökologische Ignoranz. Auch sie betont, dass urbane Räume verstärkt im Sinne ökonomischer Verwertbarkeit restrukturiert werden. Privatisierungen, Gentrifizierung oder der Rückbau öffentlicher Infrastruktur werden als Beispiele angeführt. Das Recht auf Stadt wird zur kollektiven Forderung nach demokratischer Teilhabe an urbaner Gestaltung, insbesondere dort, wo institutionelle Mitsprache fehlt.

Zu dieser Übereinstimmung mit Mitchell, Butler und einigen anderen Fachkolleg*innen kommt nun noch eine neue Dimension hinzu. Die Aneignung von Raum erstreckt sich heute auch über ökologische Elemente. Stadtbewohner*innen kämpfen nicht nur um Sichtbarkeit und soziale Teilhabe, sondern auch um Klimagerechtigkeit in Form von Grünflächenerhalt, Zugang zu kühlenden Freiräumen oder dem Schutz vor klimabedingter Verdrängung. In diesem Zusammenhang zeigen Haase, Rink & Grossmann (2019), dass gerade sozial benachteiligte Gruppen oft schlechteren Zugang zu urbanem Grün haben, wiewohl diese Flächen entscheidend für soziale, gesundheitliche und klimatische Widerständigkeit sind. Urbanes Überleben wird zunehmend an die Frage geknüpft, wer sich Umweltressourcen leisten kann und wer nicht.

Das Recht auf Stadt umfasst somit nicht nur ein Bleiberecht, sondern erweitert sich um das Recht auf eine gerechte, lebenswerte und nachhaltige Stadt. Es beginnt dort, wo Menschen Raum zurückfordern, um alternative Formen des Zusammenlebens, Wirtschaftens und ökologischen Handelns sichtbar zu machen. Diese demokratische Selbstermächtigung von unten ist ein zentraler Baustein für sozial und ökologisch zukunftsfähige Städte. Die dafür vielfach notwendigen baulichen Maßnahmen schließen den Kreis zu nicht-definierten Orten und ihren möglichen Aufgaben in der Stadt.

5. Randzonen als Mikrosphären urbaner Aushandlung

Eine wichtige Gemeinsamkeit meiner Sechs Beispiele sind wiederholte bauliche Veränderungen in ihrer Umgebung. Hierbei reichen die Konsequenzen von tatsächlichem Verschwinden durch den Neubau an der Ottakringer Straße über einsetzende Verdrängung durch vermehrte Säuberung in der Herndl gasse oder dem Richard-Waldemar-Park bis zu die gesamte Umgebung betreffenden gentrifikatorischen Projekten wie rundum den Antonsplatz.

Die Orte an den Rändern von Baustellen, Infrastrukturprojekten oder nicht genutzten Flächen begreife ich daher als ambivalente Räume. Sie entziehen sich temporär der städtischen Ordnung und öffnen Spielräume für informelle, kreative oder alltägliche Nutzungen. Diese scheinbaren Leerräume sind weder funktional definiert noch eindeutig reguliert, gerade das macht sie zu Orten der Möglichkeit. AbdouMalik Simone (2004) spricht in einem solchen Zusammenhang von „people as infrastructure“. Damit sind Räume gemeint, in denen Menschen soziale Funktionen übernehmen, welche die offizielle Stadtplanung nicht vorsieht. Dieses Phänomen verleiht den bereits sichtbaren nicht-definierten Orten durch ihre Nutzer*innen weitere Bedeutung und stärkt wechselseitig ihre politische Funktion.

Jene Zwischenräume, oft auch als Restflächen oder Zwischenzonen bezeichnet, fungieren als Schnittstellen zwischen Planung und gelebter Praxis. Sie zeigen, dass Stadt nicht nur geplant, sondern tagtäglich auf sehr unterschiedlichen Flächen konstituiert wird. Oswalt, Overmeyer und Misselwitz (2007) sprechen in diesem Zusammenhang von der produktiven Kraft temporärer Nutzungen, die neue Impulse in scheinbar statische Strukturen bringen. Diese Nutzungen sind nicht zufällig, sondern folgen konkreten sozialen Bedürfnissen.

In diesen Mikrosphären vollziehen sich Aushandlungen in Hinblick auf Sichtbarkeit, Nutzung und Duldung. Wie Tonkiss (2005) betont, ist Urbanität kein stabiler Zustand, sondern ein ständiger Prozess der sozialen Interaktion und räumlichen Umdeutung. Michel de Certeau (1984) unterscheidet dabei zwischen strategischer Planung und dem „taktischen Handeln“ des Alltags. Greifbar wird das Konzept besonders in Zwischenräumen, Aneignung erscheint hier nicht als Ausnahme, sondern als normaler Bestandteil urbaner Praxis: dem Besetzen nicht-definierter Räume.

Gleichzeitig sind diese Räume immer durch eine prekäre, instabile Umgebung gekennzeichnet. Sobald ökonomische Interessen dominieren, werden sie neutralisiert, durch Bebauung, Überwachung oder architektonische Barrieren. Der soziale Preis solcher Verdrängung zeigt sich nicht abstrakt, sondern konkret: in den Körpern, die aus dem Raum entfernt werden, und in den sozialen Beziehungen, die dabei verloren zu gehen drohen (Holm 2011).

Diese Prozesse folgen einer Ordnungspolitik, die auf Berechenbarkeit und Verwertbarkeit abzielt. Lefebvre (1991) betont, dass Raum nie neutral ist, sondern stets Ausdruck gesellschaftlicher Machtverhältnisse. Die informelle Aneignung solcher Orte wird so zur

widerständigen Praxis. gegen eine Stadtentwicklung, die Differenz, Spontaneität und Nichtkonformität systematisch zurückdrängt.

Gerade deshalb verdienen diese Zwischenräume Aufmerksamkeit: Sie sind gelebte und erlebbare Gegenentwürfe zur durchgeplanten Stadt. In ihrer Offenheit zeigen sie auf alternative Formen des Zusammenlebens und führen vor Augen, dass urbane Realität immer auch das Ergebnis von Alltagspraktiken und sozialen Bedürfnissen ist, nicht nur von Planung und Investition.

6. Politische Konsequenz: Sichtbarkeit, Teilhabe, Raumgerechtigkeit

Die Frage „Wer macht die Stadt?“ leitet über zu den unmittelbar notwendigen politischen Konsequenzen, die für eine inklusive und gerechte Stadtgestaltung unabdingbar sind. Die drei zentralen Begriffe für diesen Abschnitt sind daher Sichtbarkeit, Teilhabe und Raumgerechtigkeit; allesamt eng verbunden mit der Bedeutung der vorgestellten Nicht-definierten Räume. Jene Orte, scheinbar unbesetzte Flächen, Nischen, Hauseingänge oder Brachen, sind keine Leerstellen im urbanen Gefüge, sondern wichtige soziale und politische Räume. Als Orte sichtbaren Widerstands markieren sie Stellen an denen marginalisierte Gruppen präsent und sichtbar sind, sich eine Öffentlichkeit schaffen und gegen Ausschluss- und Verdrängungsmechanismen in Stellung bringen.

Zunächst ist Sichtbarkeit als politische Kategorie zu verstehen. Judith Butler (2016) verdeutlicht, dass sichtbares Auftreten marginalisierter Körper im öffentlichen Raum bereits eine politische Handlung ist. Diese Sichtbarkeit ist kein Zufall, sondern ein bewusstes, widerständiges Performen, das normativen Raumordnungen widerspricht. Ebenso zeigt W. J. T. Mitchell (2002), dass Stadträume von symbolischen Machtverhältnissen geprägt sind, in denen Sichtbarkeit selektiv vergeben wird. Die Nicht-definierten Räume sind deshalb mehr als bloße Lücken im Stadtbild. Sie sind Projektionsflächen, in denen alternative soziale Realitäten entstehen. Durch die konkrete Raumnutzung von marginalisierten Menschen, bringen sie deren Bedürfnisse und Ansprüche in den urbanen Diskurs ein, auch wenn diese oft von offizieller Seite ignoriert oder unsichtbar gemacht werden (Butler, 2016; Mitchell, 2003).

Eng verbunden mit Sichtbarkeit ist die Forderung nach Teilhabe, das Anrecht, nicht nur wahrgenommen zu werden, sondern auch aktiv an der Gestaltung urbaner Räume mitzuwirken. Henri Lefebvre (1991) betont, dass das „Recht auf Stadt“ über ein bloßes Bleiberecht hinausgeht und die demokratische Mitbestimmung an städtischen Prozessen einschließt. Don

Mitchell (2003) ergänzt, dass diese Teilhabe gegen die Definitionsmacht der „Raumverwalter*innen“ erkämpft werden muss, die bestimmen, wer als legitimer Nutzer*in gilt. Die Nutzung und Aneignung nicht-definierter Räume, egal ob Brachen, Hauseingänge oder temporäre Schutzräume an Baustellen, ist damit nicht nur ein praktisches Überleben. Es ist eine politische Handlung, durch die marginalisierte Gruppen, wie beispielsweise Obdachlose oder Suchtkranke, ihr Recht auf Stadt einfordern und ihren Platz im urbanen Gefüge verteidigen (Mayer, 2009). So werden auch die als Beispiele gewählten Orte zu Mikrokosmen der urbanen Demokratie. Sie stellen unterschiedliche Ansprüche an den urbanen Raum „von unten“ dar, machen Differenzen sichtbar, und zeigen, wie diese verhandelt werden.

Ein dritter und zunehmend relevanter Aspekt ist die Dimension der Raumgerechtigkeit, die über soziale Teilhabe hinaus ökologische Fragen einbezieht. Haase, Rink und Grossmann (2019) weisen darauf hin, dass sozial benachteiligte Gruppen häufig schlechteren Zugang zu Grünflächen und klimatisch schützenden Ressourcen in der Stadt haben. Dies verschärft soziale Ungleichheiten und führt zu neuen Formen von Verdrängung. Hier nicht nur sozial, sondern auch klimatisch bedingt. Die nicht-definierten Räume als flexible, häufig grün-nahe Zwischenzonen können in diesem Kontext als Orte nachhaltiger, sozial-ökologischer Aneignung verstanden werden. Sie bieten Möglichkeiten, Umweltressourcen gemeinschaftlich zu nutzen und damit soziale wie klimatische Resilienz zu stärken. Damit erweitert sich das „Recht auf Stadt“ um ein Recht auf Klimagerechtigkeit und nachhaltige Lebensbedingungen für alle (Haase et al., 2019; Lefebvre, 1991).

In ihrer Gesamtheit verdeutlichen diese drei Dimensionen, dass nicht-definierte Räume keineswegs marginale Reste oder temporäre Zufälligkeiten sind. Sie sind vielmehr elementare Bestandteile der urbanen Wirklichkeit, in denen soziale Machtverhältnisse sichtbar, ausgehandelt und in Frage gestellt werden. Michel de Certeau (1984) beschreibt das taktische Handeln im Alltag als subversive Praxis, die den Raum „von unten“ verändert. Simone (2004) ergänzt, dass gerade diese Zwischenräume oft von Menschen belebt werden, die im offiziellen Stadtbild kaum vorgesehen sind. Ihre Aneignung wird zum Ausdruck eines fortwährenden Kampfes um Sichtbarkeit, Teilhabe und Gerechtigkeit.

Die politische Konsequenz daraus ist klar: Eine gerechte Stadtgestaltung muss diese nicht-definierten Räume als Orte politischer Praxis anerkennen und fördern. Stadtplanung und Verwaltung sind aufgefordert, Sichtbarkeit marginalisierter Gruppen nicht nur zu dulden,

sondern aktiv zu unterstützen und ihre Teilhabe an der Gestaltung zu ermöglichen. Das heißt, dass informelle Aneignungen nicht nur als temporäre Störungen verstanden werden dürfen, sondern als legitime Ausdrucksformen urbaner Vielfalt und demokratischer Selbstermächtigung. Gleichzeitig muss die ökologische Dimension in urbanen Gerechtigkeitsdebatten stärker verankert werden. Klimagerechtigkeit darf nicht zu einer weiteren Ursache sozialer Exklusion werden. Vielmehr müssen Zugänge zu urbanen Umweltressourcen und Grünflächen als elementares Recht aller Stadtbewohner*innen anerkannt und gesichert werden. So könnte sich der Kreis von informellen Aneignungen in nicht-definierten Räumen hin zu einem umfassenden Verständnis von Raumgerechtigkeit, das soziale, politische und ökologische Perspektiven miteinander verbindet, schließen.

Stadt ist somit immer auch das Ergebnis eines komplexen Aushandlungsprozesses zwischen Planung und Alltag, Macht und Widerstand, Ausschluss und Emanzipation. Wenn Sichtbarkeit, Teilhabe und Raumgerechtigkeit als zentrale Leitprinzipien anerkannt werden, kann die Stadt zu einem lebenswerten Raum für alle werden.

Der Sonderfall Wien

Wien gilt international als Vorbild für sozial verträgliche Stadtentwicklung. Zuvorderst der Bereich des geförderten Wohnbaus ist in diesem Zusammenhang zu erwähnen. Der Zugang zu leistbarem Wohnraum ist bereits historisch tief in die städtischen Planung eingeschrieben, wie die Ausstellung „Das Rote Wien“ sowie eine Reihe dazugehöriger Publikationen im Jahr 2019 erörtert (Ramm & Czernin, 2019; Schwarz et al., 2019). Die bereits vor über 100 Jahren gelegten politischen Fundamente führen dazu, dass sich heute noch rund 43 % der Wohnungen in öffentlicher oder gemeinnütziger Hand befinden. In Verbindung mit einer langfristigen Finanzierung, beispielsweise über eine 1 %-Lohnabgabe, sowie strikten städtebaulichen Vorgaben ergibt sich ein hohes Maß an sozialer Durchmischung und Wohnqualität (Kadi, 2025; The Guardian, 2024; EIB, 2022). Gleichzeitig ist die Stadt Wien trotz ihrer sozialen Ausrichtung in eine globalisierte Wirtschaftsordnung eingebettet, in der insbesondere kosmopolitische Finanzeliten ihre kapitalorientierten Strategien verfolgen. Diese Formen der Finanzialisierung, also der Umwandlung von Wohnraum in spekulatives Anlagegut, betreffen zunehmend auch Städte mit widerstandsfähigen Wohnpolitiken wie Wien (Wetzstein, 2022; Williams, 2025). Der Handlungsspielraum städtischer Politik liegt daher in einem

pragmatischen Zugang. Wien versucht, marktwirtschaftliche Dynamiken nicht vollständig auszuschließen, sondern gezielt zu regulieren, um negative soziale Effekte abzufedern.

Eine erste theoretische Einbettung bietet die Theorie des Zweitbesten von Lipsey und Lancaster (1956): Wenn eine optimale Marktbedingung, beispielsweise vollständiger Wettbewerb oder Preisgleichgewicht, nicht erreichbar ist, kann es wohlfahrtssteigernd sein, auch andere Ideale gezielt zu unterlaufen, um Verzerrungen auszugleichen. Auf Wien übertragen bedeutet dies, dass der kontrollierte Einbezug privater und internationaler Investoren, kombiniert mit sozialen Auflagen und planungsrechtlicher Steuerung, langfristig vorteilhafter sein kann als vollständige Abschottung. Unterstützt wird diese Interpretation durch eine soziologische Perspektive, etwa über Bourdieus Kapitaltheorie (1986), die deutlich macht, dass die Nutzung und Aneignung von Stadt nicht nur vom ökonomischen Kapital, sondern ebenso vom sozialen, kulturellen und symbolischen Kapital abhängt. Stadtentwicklungspolitik muss daher berücksichtigen, wie unterschiedliche Kapitalsorten den Zugang zu städtischem Raum prägen und inwiefern bestimmte Gruppen durch marktbasierende Prozesse strukturell benachteiligt werden.

Wien schafft über Jahrzehnte hinweg einen erfolgreichen Ausgleich zwischen Marktintegration und sozialer Inklusion. Das zeigt sich unter anderem an seiner konstant hohen Bewertung im Global Liveability Index der Economist Intelligence Unit. In diesem Ranking, das jährlich die Lebensqualität von Städten weltweit anhand von Kriterien wie Stabilität, Gesundheitsversorgung, Bildung, Infrastruktur sowie Kultur und Umwelt bewertet, belegte die Stadt in den Jahren 2018, 2019, 2022, 2023 und 2024 jeweils den ersten Platz der lebenswertesten Städte der Welt. Gemessen wurden unter anderem Stabilität, Gesundheitsversorgung, Infrastruktur, Bildung und Kulturangebot. Selbst im Jahr 2025, in dem Wien aufgrund sicherheitspolitischer Ereignisse kurzfristig auf Platz zwei zurückfiel, blieb die Stadt führend im Bereich sozialer Infrastruktur und urbaner Resilienz (Economist Intelligence Unit, 2025; CNBC, 2023; New York Post, 2025; The Guardian, 2022).

Diese Entwicklung zeigt, dass Wiens Erfolg in einem produktiven Spannungsverhältnis liegt: zwischen sozialer Verantwortung und marktwirtschaftlicher Realität, zwischen lokaler Steuerung und globalen Kapitalflüssen. Es ist genau dieses Spannungsverhältnis, das kontinuierlich politisch ausgehandelt und institutionell gestaltet werden muss, um soziale Kohärenz und leistbaren Wohnraum als wichtigen Stabilisator langfristig zu sichern.

Daraus lassen sich auch einige Ableitungen auf die Existenz von Nicht-definierten Orten in treffen. Obwohl diese verglichen zu den oben angeführten riesigen marktwirtschaftlichen Dynamiken mit freiem Auge kaum erkennbar scheinen, bleiben sie sichtbare Zeichen einer gänzlich anderen, widerständigen, Produktion von urbanem Raum.

Kritische Haltung und gelingender Ausgleich

Wie bereits festgehalten wurde, gilt urbaner Raum in der urbanen Anthropologie nicht als neutraler Hintergrund, sondern als ein soziales Produkt. Er wird durch konkrete Machtverhältnisse, symbolische Ordnungsmuster und institutionelle Steuerung hervorgebracht (Lefebvre, 1991; Harvey, 2008). Die „Produktion des Raums“ ist dabei stets auch ein politischer Akt, in dem sich das Ringen um Deutungshoheit, Ressourcenverteilung und symbolische Sichtbarkeit niederschlägt. Auch in Wien, das international als Vorbild für eine sozial integrierte Stadtentwicklung gilt, findet diese Aushandlung nicht jenseits politischer Interessen, sondern inmitten ökonomischer, kultureller und sozialer Dynamiken statt. Verschiedene Kapitalsorten im Sinne Bourdieus (1986) – ökonomisches, soziales, kulturelles und symbolisches Kapital – strukturieren dabei den Zugang zum Raum und beeinflussen, wer wo wohnen, arbeiten, sichtbar sein und bleiben darf.

In diesem Kontext lassen sich nicht-definierte Orte, verstanden als räumliche Nischen jenseits machtbasierter Nutzung, Planung oder Funktion, als Ausdruck urbaner Ambivalenz begreifen. Sie entstehen an den Rändern formalisierter Stadtstruktur, dort, wo sie klassische Verständnisse von Investition, Ordnung und Kontrolle bewusst unterlaufen können, oder diese zumindest zurückgestellt oder nicht vollständig durchgesetzt werden. Ihre Existenz verweist auf Risse im urbanen Gefüge, an denen das Aushandlungsverhältnis zwischen Stadt, Markt und Gesellschaft nicht vollständig determiniert ist. Sei es durch politische Absicht, institutionelle Lücken oder widerständige Aneignung.

Gelingt der städtische Interessenausgleich wie im "Sonderfall Wien" skizziert in einer Weise, die soziale Kohärenz, ökonomische Beweglichkeit und planerische Steuerungsfähigkeit miteinander verbindet, kann auch die Existenz nicht-definierter Orte Teil dieser Balance sein. Ihre Anzahl und räumliche Verteilung oszillieren dann zwischen so vielen wie nötig und so wenigen wie möglich. In dieser Konstellation fungieren sie nicht als Symptome des Scheiterns, sondern als funktionale Elemente eines resilienten Stadtsystems. Sie bieten Raum für

informelle Aneignungen, ermöglichen kulturelle Diversität und sichern symbolische Repräsentation für marginalisierte Gruppen. Daraus ergeben sich Zugänge zu Teilhabe außerhalb institutionalisierter Bahnen. Die strukturelle Offenheit von nicht-definierten Räumen trägt zur sozialen Durchlässigkeit und Durchmischung der Stadt bei und verweist auf ein Maß an Flexibilität, das für die Inklusion komplexer urbaner Realitäten bedeutend ist.

Bricht dieses Gleichgewicht zugunsten eines dominanten Interesses auf, treten deutliche Konsequenzen zutage. Setzen sich verwertungsorientierte Marktinteressen im Sinne der Kommodifizierung von Grundbedürfnissen überproportional durch, entstehen neue Formen der Verdrängung. Beispiele dafür sind Gentrifizierung, touristische Reurbanisierung a la Airbnb oder das zunehmende Verständnis von Wohnraum als Anlage- und Investitionsobjekt. Nicht-definierte Orte werden in diesem Fall entweder vollständig marginalisiert oder durch institutionelle Formalisierung ihrer Funktion beraubt. Was folgt ist ein Verlust experimenteller Räume sowie sozialer Rückzugsorte. Dies bedroht jene Akteur*innen, die ohnehin bereits an den Rand gedrängt sind, etwa wohnungslose Menschen, migrantische Communities, informelle Arbeiterinnen oder andere prekarierte Personen, die in noch verletzlichere Lagen gedrängt werden. Ihre Formen des Überlebens im urbanen Raum werden durch überbordende Marktinteressen zunehmend räumlich verdrängt.

Auf der anderen Seite kann auch eine überregulierte, abschottende wohlfahrtsstaatliche Herangehensweise ebenso dysfunktional wirken. Wenn Stadtentwicklung vor allem über Verwaltungsrationalitäten, normative Steuerung und absichernde Planungsmechanismen funktioniert, kann dies zu einem starren System führen. Das schränkt den Raum für Innovation, Spontaneität und urbane Aushandlung ein. Es droht die Anpassungsfähigkeit zu sinken, Kapitalflüsse stagnieren und die Investitionsbereitschaft von außen nimmt ab. Teile der Bevölkerung könnten beginnen, die Stadt als leistungslos, unbeweglich oder übermäßig paternalistisch wahrzunehmen. Diese Perspektive mündet eventuell in ressentimentgeladenen Deutungen, die den sozialen Ausgleich als ungerecht empfinden und ihn politisch delegitimieren, etwa in Form populistischer Kritik an einer vermeintlichen „sozialen Hängematte“ oder der Rhetorik gegen „Planwirtschaft“.

In beiden Szenarien verschärft sich eine allgemeine urbane Unzufriedenheit, nicht nur bei den unmittelbar benachteiligten Gruppen, sondern auch in der breiteren Stadtgesellschaft. Diese Unzufriedenheit wirkt als eskalierender Treiber: Sie manifestiert sich in symbolischen

Protesten, räumlichen Konflikten, informellen Aneignungen, politischer Polarisierung oder anderen subversiven Formen urbaner Gegenöffentlichkeit. Nicht-definierte Orte werden in diesem Kontext nicht mehr als produktive Zwischenräume begriffen, sondern erscheinen zunehmend als Krisenherde eines scheiternden urbanen Kompromisses. Sie erscheinen als Orte, an denen die Aushandlungsprozesse zwischen Teilhabe und Ausschluss sichtbar ins Stocken geraten.

Im Sinne einer kritischen sozialwissenschaftlichen Stadtforschung sind nicht-definierte Orte daher doppelt lesbar: Im positiven Fall als räumliche Ausdrucksformen eines gelingenden Interessenausgleichs, der Differenz nicht ausmerzt, sondern als urbanen Reichtum begreift. Sie manifestieren sich als Orte des Möglichkeiten, an denen soziale Komplexität nicht auf ein stadtpolitisches Raster reduziert wird. Dem gegenüber steht der negative Fall als sichtbare Indikatoren einer schwindenden Kohärenz, als Zonen der Unsicherheit, in denen Ausschlüsse nicht mehr kompensiert, sondern strukturell verfestigt werden.

Gerade aus dieser Ambivalenz heraus ergibt sich ihre analytische und politische Relevanz: Nicht-definierte Orte sind kein bloßes Randphänomen, sondern sensitive Indikatoren für das Verhältnis von Raum, Macht und Gesellschaft. Ihre Präsenz – in Form, Nutzung und Wahrnehmung – lässt Rückschlüsse auf die Fähigkeit eines urbanen Systems zu, Differenz, Spannung und Wandel nicht nur auszuhalten, sondern aktiv produktiv zu machen.

Die Wiener Stadtentwicklung bietet in dieser Hinsicht ein bemerkenswertes Modell: Indem sie marktwirtschaftliche Prozesse nicht negiert, sondern über sozialpolitische und planungsrechtliche Mechanismen gezielt reguliert, schafft sie Bedingungen, unter denen auch nicht-definierte Orte bestehen können, ohne gänzlich entgrenzt zu sein. Ihre kontrollierte Präsenz verweist somit nicht auf städtisches Scheitern, sondern auf eine demokratisch gestaltete Offenheit gegenüber dem Ungeplanten. Das ist kein Selbstzweck, sondern ein struktureller Beitrag zur urbanen Resilienz. Denn eine Stadt, die es sich leisten kann, inmitten ökonomischer Verdichtung Raum für das Nicht-Nutzbare, das Nicht-Planbare, das Widersprüchliche zu erhalten, beweist nicht Schwäche, sondern Stärke. Institutionelle Selbstreflexivität, soziale Anpassungsfähigkeit und politisch kontrollierte Offenheit machen sie aus. Dies positioniert nicht-definierte Orte als einen integralen Bestandteil einer lebenswerten, gerechten und zukunftsfähigen Stadt.

Nicht-definierte Räume als Ausdruck urbaner Balance

Nicht-definierte Räume sind Ausdruck einer städtischen Offenheit, die Differenz und Komplexität nicht nur zulässt, sondern aktiv verarbeitet. Als Orte jenseits institutionalisierter Planung, ökonomischer Verwertung oder normativer Kontrolle markieren sie Zwischenzonen, in denen sich gesellschaftliche Spannungen verdichten (Lefebvre, 1991; de Certeau, 1984). Ihre Existenz beschreibt eine spezifische Qualität urbaner Resilienz: die Fähigkeit eines Stadtsystems, mit Unsicherheiten, Widerständen und ungeplanten Nutzungen produktiv umzugehen.

Gerade am Beispiel Wien, oft als Modell sozial regulierter Stadtentwicklung bezeichnet, zeigt sich, wie nicht-definierte Orte Teil eines funktionierenden urbanen Gleichgewichts sein können. Die spezifische Ausgestaltung von Bodenpolitik, Mietregulierung und öffentlichem Wohnbau schafft Bedingungen, in denen solche Räume nicht zwangsläufig eliminiert, sondern partiell geduldet werden. An Baustellenrändern, in Gebäudenischen oder entlang urbaner Infrastrukturen entstehen so temporär nicht-definierte Orte, die sich dem Zugriff von Markt und Planung entziehen. Diese Räume sind oft Rückzugsorte für marginalisierte Gruppen wie wohnungslose Menschen, Migrant*innen, informelle Arbeiter*innen oder Jugendliche. Ihre Aneignung dieser Orte ist weniger Ausdruck politischer Rebellion als vielmehr alltägliche Taktik des Überlebens, der Sichtbarkeit und des sozialen Kontakts (Mitchell, 2003). Die dort beobachteten Nutzungsformen, etwa Schlafen, sozialer Austausch oder informelles Wirtschaften, lassen sich im Sinne Michel de Certeaus (1984) als „Taktiken des Raumes“ verstehen, die sich gegenüber der strategischen Stadtplanung behaupten.

Damit markieren nicht-definierte Orte auch symbolisch jene Bruchstellen im urbanen Gefüge, an denen sich das Verhältnis von Raum und Macht besonders verdichtet. Ihre Präsenz, und der gesellschaftliche Umgang mit ihnen, sagt viel darüber aus, wie konfliktfähig eine Stadt ist. Sie machen abschätzbar, inwiefern Lefebvres (2016) „Recht auf Stadt“ nicht nur formal garantiert, sondern räumlich realisiert werden kann.

Allerdings ist diese Balance nicht selbstverständlich. Unter wachsenden marktwirtschaftlichen Begehrlichkeiten, durch Gentrifizierung, touristische Reurbanisierung oder Flächenverknappung, geraten nicht-definierte Räume zunehmend unter Druck. Was zuvor als sozialer Möglichkeitsraum galt, wird nun als Risiko oder Störung wahrgenommen. Daraus folgt oft, dass diese Orte entweder formalisiert werden und ihre offene Funktion verlieren oder durch polizeiliche, planerische oder rechtliche Maßnahmen verdrängt werden (Harvey, 2008).

Auch die gegenteilige Entwicklung, beispielsweise eine überregulierte, wohlfahrtsstaatliche Stadtentwicklung, birgt Risiken. Wenn der städtische Raum vollständig durch administrative Steuerungslogiken kontrolliert wird, geht der Spielraum für Spontaneität, Konfliktaushandlung und kulturelle Innovation verloren. Statt sozialer Integration entstehen neue Formen politischer Entfremdung, nicht nur bei prekarierten Gruppen, sondern auch in der Mittelschicht, die das Gefühl entwickelt, nicht mehr gehört oder vertreten zu sein. In diesem Klima gewinnen populistische Erzählungen über „Überregulierung“ oder „Planwirtschaft“ an Resonanz (Holm, 2011).

In beiden Fällen verschiebt sich die Bedeutung nicht-definierter Orte. Sie werden nicht mehr als produktive Freiräume verstanden, sondern als Krisenherde eines scheiternden urbanen Interessenausgleichs. Ihre Nutzer*innen geraten unter Generalverdacht, ihre Nutzung wird kriminalisiert oder delegitimiert. Gerade hier zeigt sich die Ambivalenz dieser Orte: Sie können Ausdruck urbaner Offenheit oder Symptom eines Verlusts an sozialer Kohärenz sein.

Eine sensible Stadtplanung sollte daher nicht nur auf ästhetische und ökonomische Aspekte achten, sondern auch die vielfältigen sozialen Realitäten und Herausforderungen anerkennen, um inklusivere urbane Räume zu schaffen. Dies bedeutet, urbane Vielfalt nicht als Störfaktor, sondern als Ressource zu begreifen. Nicht-definierte Orte können als strukturelle Ventile sozialer Dynamik funktionieren; Nicht durch ihre vollständige Integration oder Abschaffung, sondern durch ihre bewusste Duldung als Räume der Aushandlung, Unsicherheit und Offenheit.

Ihre Zahl, räumliche Verteilung und symbolische Sichtbarkeit sind deshalb als sensibler Indikator für den Zustand des urbanen Systems zu verstehen. In Wien deutet trotz aller Regulierungsmechanismen vieles darauf hin, dass diese Orte auch in Zukunft nicht gänzlich verschwinden werden. Vielmehr werden sie Teil eines bewusst gestalteten Gleichgewichts zwischen Kontrolle und Freiheit, zwischen Planung und Aneignung, zwischen Norm und Abweichung. In dieser Perspektive sind nicht-definierte Räume weniger Planungsproblem als vielmehr Ausdruck einer demokratisch verfassten Stadt, die sich die Fähigkeit bewahrt, auch mit dem Ungeplanten und Unsicherheiten produktiv umzugehen.

Zusammenschau und Ausblick

Die vorliegende Arbeit widmet sich der Untersuchung informeller Nutzungen sogenannter „nicht-definierter Orte“ in Wien, die als widerständige Praktiken gegen städtische Kontrolle und den zunehmenden Druck durch Gentrifizierung verstanden werden. Anhand von sechs ausgewählten Fallbeispielen wurde der Versuch gemacht zu zeigen, wie marginalisierte Gruppen urbane Zwischenräume temporär aneignen und dadurch zentrale Fragen zu Teilhabe, Sichtbarkeit und sozialer Gerechtigkeit aufwerfen. Ausgangspunkt meiner Forschung war eine Analogie zur Astrophysik. Ähnlich wie Elektronen im Neutronenstern auf äußeren Druck mit innerem Gegendruck reagieren, entwickeln auch städtische Restflächen unter wachsender gesellschaftlicher Überlagerung widerständige Dynamiken. Die nicht-definierten Orte entstehen dort, wo Planung und ökonomische Verwertung versagen und unbeabsichtigt offene Stellen im urbanen Gefüge bleiben, wodurch sie Raum für spontane soziale Praktiken bieten, die sonst im dicht regulierten Stadtraum keinen Platz fänden.

Eine weitere Analogie beschreibt das Verhältnis zwischen Urbanisierungsdruck und dem verbleibenden Raum für informelle Nutzung als asymptotische Kurve.

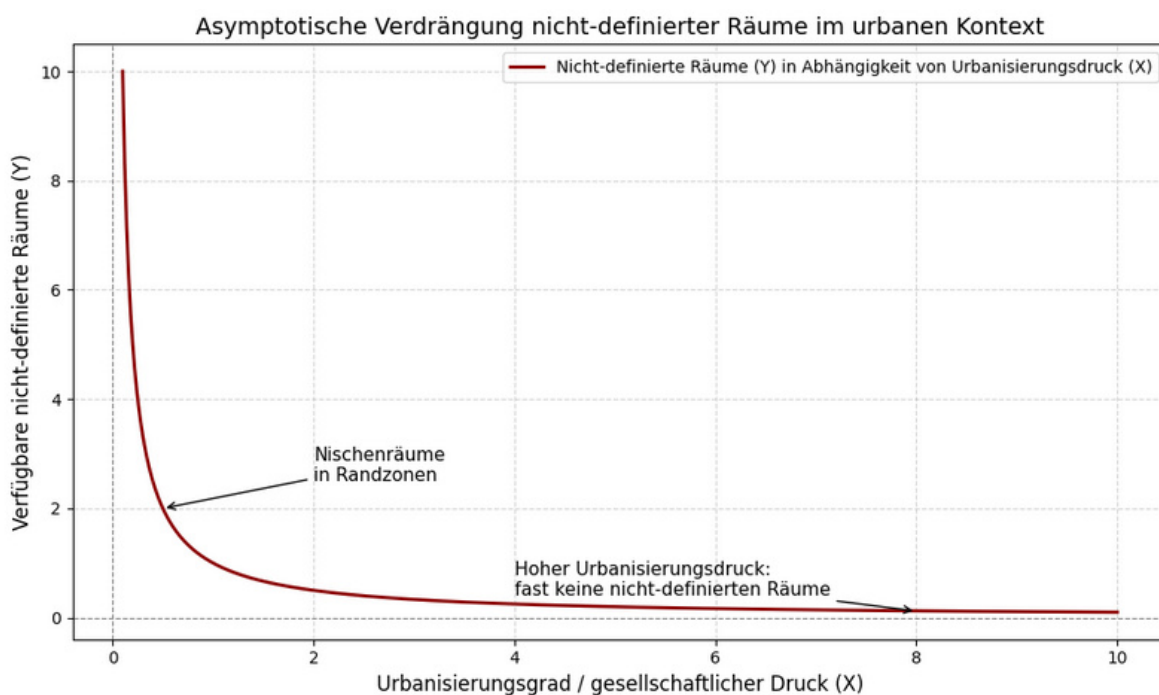


Abbildung 33: Nicht-definierte Räume gibt es entlang des gesamten Kurvenverlaufs. Sie sind notwendige Marker für Urbanität.

Je dichter und stärker ein Raum definiert ist, desto kleiner wird der Spielraum für das Undefinierte, ohne jedoch je ganz zu verschwinden. Diese dynamische Spannung unterstreicht, dass informelle Räume trotz zunehmender Planungsverdichtung nicht vollständig eliminierbar sind. Sie bilden vielmehr lebenswichtige Nischen für gesellschaftliche Vielfalt und Ausdrucksmöglichkeiten. Die Untersuchung verdeutlicht, dass solche Räume notwendig sind, da sie Menschen Raum bieten, die im Raster formaler Stadtplanung oft unsichtbar bleiben und deren Bedürfnisse sowie Existenzformen ansonsten marginalisiert werden.

Mein gewähltes Forschungsfeld umfasste urbane Zwischenräume ohne feste Funktion, die durch alltägliche, oft informelle Handlungsweisen Bedeutung erlangen. Diese Orte entstehen außerhalb institutioneller Planung und werden von marginalisierten Gruppen durch spontane Aneignung aktiviert. Theoretisch stützt sich die Arbeit auf Lefebvres Konzept der Raumproduktion sowie de Certeaus Idee taktischer Alltagspraktiken und ergänzt diese durch kritische Stadtforschung, welche die Machtverhältnisse in der Stadt analysiert. Methodisch basiert die Untersuchung auf einem ethnografisch-visuellen Zugang: Durch regelmäßige Spaziergänge, detaillierte Beobachtungen und tiefgehende Gespräche sowie Photodokumentation habe ich soziale Praktiken und Aneignungen erforscht, um ein vielschichtiges Bild der Nutzungsmuster und Konflikte zu entwerfen. Die ausgewählten Orte verdeutlichen, wie städtische Flächen trotz Verdrängung und Aufwertung durch informelle Nutzung zu Widerstandsräumen werden und die Stadt nicht nur geplant, sondern auch im Alltag sozial produziert wird.

Meine Arbeit folgte dabei einem offenen methodischen Zugang. Ethnographische Feldarbeit liefert dichte Einblicke in urbane Randzonen, Fallstudien strukturierten die Beobachtungen nach raumanalytischen Kriterien wie Nutzung, Aneignung und Konflikten. Gleichzeitig arbeitete ich an einer raumtheoretischen Reflexion dieser Orte, die sie als Ausdruck gesellschaftlicher Spannungen zwischen Sichtbarkeit und Verdrängung zu interpretieren erlaubte. Visuelle und materiell-semiotische Analysen von Spuren wie Schlafutensilien, Graffiti oder improvisierten Sitzmöbeln ergänzten meine Einsichten. Sie sollten verdeutlichen, dass informelle Aneignungen weder zufällig noch bedeutungslos sind. Vielmehr offenbarten die untersuchten Orte als „Orte wider Willen“, dass urbaner Raum kein neutraler Hintergrund ist. Es handelte sich um ein umkämpftes und vielschichtiges Produkt sozialer Dynamiken und Machtverhältnisse, das sich durch alltägliche Praktiken ständig neu zusammensetzt.

Als meine Fallbeispiele habe ich sechs nicht-definierte Orte in Wien entlang wichtiger Verkehrslinien ausgewählt, die öffentlich zugänglich sind, funktionale Nutzung zeigen und für wiederholte Beobachtungen erreichbar sind. Die Orte verteilen sich über verschiedene Bezirke und repräsentieren unterschiedliche urbane Situationen. Diese reichen von kleinräumigen Nischen bis zu stark frequentierten Plätzen. Während einige dieser Orte Merkmale sogenannter „Nicht-Orte“ aufweisen, entwickeln sie durch soziale Nutzung und sichtbare Spuren informelle Identitäten. Nutzergruppen wie die „Antonsplatzler“ illustrieren eindrücklich, dass selbst scheinbar anonyme Orte soziale Bedeutung erlangen und so Teil sozialer Netzwerke und urbaner Subkulturen werden. Die Beispiele geben Einblick in Praktiken der Aneignung und zeigen die Widersprüche zwischen Marginalisierung und urbanem Alltag, die die Grundlage für weiterführende Analysen bilden.

Die untersuchten nicht-definierten Orte lassen sich in zwei Kategorien einteilen: Kleinstorte, die als unsichtbare Nischen vor allem Rückzugsorte marginalisierter Gruppen darstellen und im Spannungsfeld zwischen individuellen Bedürfnissen und städtischer Ordnung stehen, sowie größere öffentliche Orte, die komplexe soziale Konflikte und Interessensgegensätze zwischen Nutzer*innen und Institutionen widerspiegeln. Beide Typen zeigen, wie solche Zwischenräume durch informelle Nutzung soziale Bedeutung erhalten und zugleich im Spannungsfeld von Aneignung, Ausgrenzung und Kontrolle stehen. Damit sind sie zentrale Schauplätze urbaner Aushandlungsprozesse und elementar für das Verständnis des „Rechts auf Stadt“.

Meine Arbeit untersuchte außerdem, wie gerade Baustellenränder, Brachen und andere Übergangszonen als flexible Mikrosphären von marginalisierten Gruppen genutzt werden. Diese informellen Aneignungen schaffen temporäre Schutzräume und fordern normative Stadtordnungen heraus, indem sie neue Formen sozialer Präsenz und Teilhabe etablieren. Gentrifizierung und Aufwertungsprozesse bedrohen diese Nutzungen durch Verdrängung, was politische Konflikte um Sichtbarkeit und Teilhabe verstärkt. Das Konzept des „Rechts auf Stadt“ wird als Forderung nach demokratischer Teilhabe an der Stadtgestaltung verstanden, die soziale und ökologische Gerechtigkeit einbezieht. Zwischenräume dienen als Orte kreativer Aushandlung, deren Schutz essenziell für eine inklusive und klimagerechte Stadtentwicklung ist. Die Stadt entsteht somit nicht allein durch Planung und Investition, sondern maßgeblich durch alltägliche Aneignungen, Kämpfe und soziale Praktiken, die urbanen Raum politisch und ökologisch neu definieren.

Der Sonderfall Wien bietet ein exemplarisches Modell sozial verträglicher Stadtentwicklung: Mit einem hohen Anteil an gemeinnützigem Wohnbau und sozial orientierter Planung gelingt es der Stadt, marktwirtschaftliche Dynamiken zu regulieren und soziale Durchmischung zu sichern. Theoretisch lässt sich dieses Modell durch die „Theorie des Zweitbesten“, also dass wenn eine Bedingung für größtmögliche Effizienz nicht erfüllbar ist, auch die Einhaltung aller anderen Bedingungen nicht zwingend zur besten Lösung führt, und Bourdieus Kapitaltheorie erklären, welche die unterschiedliche Kapitalsorten und ihren Einfluss auf den Zugang zu urbanem Raum hervorheben. Wien schafft damit einen Ausgleich zwischen Marktintegration und sozialer Inklusion und belegt dies durch hohe Bewertungen in internationalen Lebensqualitätsindizes.

In diesem Kontext stellen nicht-definierte Orte urbane Ambivalenz dar: Sie können Teil eines resilienten, sozial durchmischten Stadtgefüges sein, das Diversität, kulturelle Aneignung und soziale Teilhabe ermöglicht. Werden diese Räume jedoch von Marktinteressen oder Überregulierung verdrängt, entstehen soziale Ausschlüsse und Konflikte. Das Wiener Modell zeigt, wie durch kontrollierte soziale Steuerung und Regulierung nicht-definierte Orte erhalten bleiben und so zur urbanen Resilienz und Kohärenz beitragen. Diese Orte sind wichtige Indikatoren für das Verhältnis von Raum, Macht und Gesellschaft und integraler Bestandteil einer lebenswerten Stadt.

Urbaner Raum wird in der kritischen sozialwissenschaftlichen Stadtforschung als sozial konstruiert und von Machtverhältnissen geprägt verstanden. Nicht-definierte Orte entstehen dort, wo Stadtentwicklung weder vollständig marktlogisch noch institutionell gesteuert wird. Sie sind keine Planungsfehler, sondern Ausdruck urbaner Ambivalenz und fungieren, wie das Wiener Beispiel zeigt, als funktionale Elemente eines resilienten, sozial gemischten Stadtsystems. Diese Räume ermöglichen informelle Nutzung und soziale Teilhabe, insbesondere für marginalisierte Gruppen, und spiegeln eine planerische Offenheit wider.

Gelingt es nicht, diese Balance zu halten, etwa durch Dominanz von Marktinteressen oder Überregulierung, entstehen soziale Ausschlüsse, Verdrängung oder Innovationsverluste. Nicht-definierte Orte verlieren ihre Funktion und werden zu Symbolen sozialer Fragmentierung und urbaner Konflikte. Ihre Präsenz ist daher ein sensibler Indikator für soziale Inklusion und strukturelle Balance in der Stadt. Langfristig müssen solche Räume als dauerhafte und notwendige Aushandlungsorte urbaner Demokratie verstanden und aktiv gestaltet werden, um eine inklusive, resiliente und demokratisch ausgehandelte Stadtentwicklung zu gewährleisten.

Ausblick: Konkretisierung und Vertiefung der Untersuchung informeller Nutzungen nicht-definierter Orte in Wien

Aufbauend auf der vorliegenden Arbeit bietet sich eine gezielte Weiterarbeit an, welche die bisherige Analyse der informellen Aneignung nicht-definierter urbaner Zwischenräume in Wien durch spezifische Forschungsfragen und methodische Vertiefungen konkretisiert. Ziel könnte es beispielsweise sein, die soziale Praxis, politische Bedeutung und planerische Relevanz dieser Räume detaillierter zu erfassen und handlungsorientierte Erkenntnisse zu gewinnen.

1. Fokus auf Nutzer*innenperspektiven und soziale Netzwerke

Eine zentrale Erweiterung liegt in der differenzierten Erfassung der Lebenswelten und Motivationen der Nutzer*innen dieser Zwischenräume. Hierzu könnten vermehrt qualitative Interviews mit Vertreterinnen der identifizierten Nutzergruppen, wie etwa den „Antonsplatzlern“, durchgeführt werden. Dabei drängen sich Fragen in den Vordergrund: Welche Bedürfnisse und Strategien liegen der Aneignung zugrunde? Wie erleben die Nutzer*innen die städtischen Rahmenbedingungen und welche Konflikte oder Solidaritäten bestehen innerhalb der Gruppen? Ergänzend wäre es denkbar, eine partizipative Beobachtung einzusetzen, um soziale Dynamiken und Alltagspraxen vor Ort zu dokumentieren.

2. Quantitative Kartierung und zeitliche Dokumentation der Nutzung

Ergänzend zur qualitativen Analyse kann mittels systematischer Kartierungen und wiederholter Beobachtungen der räumliche und zeitliche Verlauf der Nutzung in den sechs Fallbeispielen genauer erfasst werden. Eine umfangreichere sowie detaillierte Beobachtung von Mustern und Frequenzen, Dauer, sowie Art der Aneignung wäre mit Sicherheit aufschlussreich zu identifizieren. Dies würde Aussagen zur Stabilität, Dynamik und saisonalen Variabilität informeller Nutzung ermöglichen. Eine weiter begleitende visuelle Dokumentation durch Fotografie und Video kann diese Daten ergänzen.

3. Vergleichende Fallstudie zu weiteren Wiener Bezirken und internationalen Städten

Eine Option für eine mögliche Weiterführung und Vertiefung der Forschung kann auf eine Erweiterung der Fallstudienbasis abzielen, um nicht-definierte Orte in weiteren Wiener Bezirken mit unterschiedlichen sozioökonomischen Profilen zu untersuchen. Zudem ist ein vergleichender Ansatz mit Städten wie Berlin oder Hamburg oder München denkbar, um städtische Steuerungs- und Widerstandsstrategien im Kontext von Gentrifizierung international zu vergleichen. Dabei könnten Unterschiede in der Politik, Planung und Aktivierung informeller Räume herausgearbeitet werden.

4. Untersuchung der politischen und planerischen Rahmung

Ein weiterer Schwerpunkt könnte in der Analyse städtischer Strategien gegenüber nicht-definierten Orten liegen. Dazu gehören die Auswertung von Planungsdokumenten, Verordnungen und Interviews mit Akteur*innen aus Verwaltung und Stadtplanung. Untersucht werden könnte, inwieweit informelle Aneignungen als Chancen oder als Störfaktoren wahrgenommen werden und wie diese in konkreten Planungsprozessen berücksichtigt oder unterbunden werden. Zentral ist die Entwicklung von Empfehlungen, wie nicht-definierte Orte in eine inklusive Stadtentwicklung eingebunden werden können.

5. Partizipative Forschungsansätze und aktive Mitgestaltung

Zur Förderung der Nutzer*innenpartizipation bietet sich der Einsatz partizipativer Methoden an. Workshops oder andere einbindende Formate können Nutzerinnen und Planer*innen zusammenbringen, um gemeinsam Nutzungskonzepte zu entwickeln und Konflikte zu moderieren. Solche Formate stärken die Sichtbarkeit marginalisierter Gruppen und fördern eine demokratische Aushandlung urbaner Räume.

6. Integration ökologischer und sozialer Nachhaltigkeitsaspekte

Wenngleich hier nur kurz angeschnitten sollte eine weiterführende Arbeit jedenfalls die ökologische Dimension informeller Räume stärker berücksichtigen. Beispielsweise können urbane Brachen als wichtige Biodiversitäts- und Klimapuffer untersucht werden. Gleichzeitig gilt es, soziale Nachhaltigkeit zu fördern, indem solche Orte als sozial inklusive Treffpunkte und Schutzräume erhalten bleiben.

Eine mögliche weitere Auseinandersetzung sollte darauf abzielen, die bisherigen Erkenntnisse durch eine stärker akteur*innenbezogene, methodisch breit angelegte und politisch relevante Forschung zu vertiefen. Konkret könnten Nutzer*innenperspektiven durch Interviews und partizipative Methoden erfasst und die Nutzung quantitativ kartiert und dokumentiert werden. Gleichzeitig wäre es hilfreich, die planerischen Rahmenbedingungen kritisch zu betrachten sowie mit ähnlichen Untersuchungen weiter zu vergleichen. Dadurch ließe sich nicht nur das Verständnis informeller Aneignungen weiter schärfen. Idealerweise würden sich infolgedessen konkrete Handlungsempfehlungen für eine sozial gerechte und nachhaltige Stadtentwicklung in Wien und darüber hinaus ergeben.

Eine sensible Stadtplanung sollte daher nicht nur auf ästhetische und ökonomische Aspekte achten, sondern auch die vielfältigen sozialen Realitäten und Herausforderungen anerkennen, um inklusivere urbane Räume zu schaffen. Die Integration dieser sozialen Dimensionen ist entscheidend, um nicht-definierte Orte als lebendige, widerständige und sozial bedeutungsvolle Räume zu erkennen und ihre Funktion als elementare Bestandteile einer demokratischen und resilienten Stadtentwicklung zu stärken.

Glossar

Aneignung (informelle)

Nicht-institutionalisierte Nutzung städtischer Räume durch Individuen oder Gruppen, die nicht über Eigentum oder offizielle Nutzungsrechte verfügen. Eine alltägliche Praxis des Raumgebrauchs, oft durch Marginalisierte vollzogen.

Baustellenränder / Zwischenräume

Temporäre, unregulierte oder wenig kontrollierte Areale an den Grenzen von Baustellen, Infrastrukturen oder Großprojekten. Diese Zonen ermöglichen oft informelle Nutzungen durch wohnungs- oder obdachlose Menschen.

Randlagerung

Eigenständiger Begriff innerhalb des Textes: beschreibt die Praxis, sich an den räumlichen und symbolischen Rändern in der Stadt temporär aufzuhalten oder niederzulassen – physisch, sozial, politisch.

Symbolische Ordnung

Die kulturellen und diskursiven Regeln, nach denen bestimmte Gruppen, Räume oder Verhaltensweisen als „legitim“ oder „problematisch“ eingestuft werden. Diese Ordnung beeinflusst, wer im urbanen Raum sichtbar, erwünscht oder verdrängt wird.

Sichtbarkeit (nach Butler 2009; 2016)

Politische Sichtbarkeit meint die öffentliche Wahrnehmbarkeit marginalisierter Existenzen. Sichtbarkeit entscheidet über Anerkennung, Schutz und das Recht auf Teilhabe im öffentlichen Raum.

Taktik (nach de Certeau 1984)

Im Gegensatz zur „Strategie“ der Mächtigen bezeichnet Taktik die improvisierte, oft temporäre Nutzung von Möglichkeiten durch Machtlose im Alltagsraum. Informelle Aneignung wird als solche Taktik verstanden.

Touristische Reurbanisierung

Der Begriff beschreibt den Prozess, bei dem Innenstädte und zentrale Stadtviertel durch den Ausbau touristischer Angebote (z. B. Hotels, Ferienwohnungen, Gastronomie, Events) neu belebt und aufgewertet werden, was häufig zu Verdrängungseffekten für die lokale Bevölkerung führt.

Verdrängung

Verlust von Wohn-, Aufenthalts- oder Nutzungsraum durch strukturellen Druck – meist ausgelöst durch Aufwertungsprozesse, Verwertung oder sicherheitspolitische Maßnahmen.

„Recht auf Stadt“ (nach Lefebvre 2016)

Politisches Konzept, das allen Stadtbewohner*innen das Recht auf Teilhabe an der Gestaltung, Nutzung und Aneignung des urbanen Raumes zuspricht – unabhängig von Eigentum, Staatsbürgerschaft oder Konsumfähigkeit.

Zwischenzonen / Restflächen

Flächen im Stadtraum, die nicht in aktive Nutzung eingebunden sind und daher temporär für alternative, oft informelle Nutzungsformen geöffnet werden. Sie gelten als prekäre Räume des Möglichkeitsüberschusses.

Quellenangaben

Literatur:

A

Atkinson, R. (2000). The hidden costs of gentrification: Displacement in central London. *Journal of Urban Affairs*, 22(2), 3–25.

Augé, M. (1992). Nicht-Orte: Einführung in eine Anthropologie der Übermodernität (M. Schmidt, Übers.). Frankfurt am Main: Suhrkamp. (Original erschienen 1992)

Augé, M. (2012). Tagebuch eines Obdachlosen: Ethnofiktion. C.H. Beck.

B

Berking, H., Frank, S., Frers, L., Löw, M., Meier, L., Steets, S., & Stoetzer, S. (2006). *Negotiating urban conflicts: Interaction, space and control* (Vol. 1). Transcript Verlag.
<https://doi.org/10.14361/9783839404638>

Bourdieu, P. (1983). Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In R. Kreckel (Hrsg.), *Soziale Ungleichheiten* (S. 183–198). Göttingen: Schwartz.

Bourdieu, P. (1985). Der soziale Raum und der Genesis der „Klassen“. In *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 37(4), 645–671.

Bourdieu, P. (1986). The forms of capital. In J. Richardson (Ed.), *Handbook of theory and research for the sociology of education* (pp. 241–258). Greenwood.

Bourdieu, P. (1998). *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Brenner, N., & Theodore, N. (2002). Cities and the geographies of "actually existing neoliberalism". *Antipode*, 34(3), 349–379.

Buchli, V. (2002). *The material culture reader*. Berg.

Butler, J. (2009). *Kritik der ethischen Gewalt: Gewalt, Subjektivität und Souveränität*. Suhrkamp.

Butler, J. (2016). *Anmerkungen zu einer performativen Theorie der Versammlung* (F. Born, Übers.). Suhrkamp.

C

Charmaz, K. (2006). *Constructing grounded theory: A practical guide through qualitative analysis*. London: SAGE Publications.

de Certeau, M. (1984). *The practice of everyday life* (Original work published 1980). University of California Press.

D

Dörfler, T., & Glasauer, B. (2011). Räume der Obdachlosigkeit – soziale Exklusion in der Stadt. *Geographische Rundschau*, 63(5), 20–26.

E

European Investment Bank (EIB). (2022). *Vienna: Affordable housing through partnership*.
<https://www.eib.org/en/stories/vienna-austria-affordable-housing>

F

Foucault, M. (1977). *Überwachen und Strafen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

G

Geertz, C. (1973). *The interpretation of cultures: Selected essays*. New York, NY: Basic Books.

Glaser, B. G., & Strauss, A. L. (1967). *The discovery of grounded theory: Strategies for qualitative research*. Aldine.

H

Haase, D., Rink, D., & Grossmann, K. (2019). Environmental justice and urban green space in European cities. *Cities*, 91, 1–11. <https://doi.org/10.1016/j.cities.2018.11.005>

Harrison, B. K., Thorne, K. S., Wakano, M., & Wheeler, J. A. (1965). *Gravitation theory and gravitational collapse*. University of Chicago Press.

Harvey, D. (2008). The right to the city. *New Left Review*, 53, 23–40.

Hohm, C. F., & Betz, C. L. (1996). Homelessness in urban America: A review of the literature. *Contemporary Sociology*, 25(1), 94–96.

Holm, A. (2010). Recht auf Stadt – Blinde Flecken der Debatte. In *Sub/urban. Zeitschrift für kritische Stadtforschung*, 1(1), 73–77. <https://zeitschrift-suburban.de/sys/index.php/suburban/article/view/6>

Holm, A. (2011). *Gentrifizierung und Bildung: Aneignung und Ausgrenzung im Stadtraum*. VS Verlag.

Holm, A. (2011). Gentrifizierung und die neuen Konflikte um städtischen Raum. In H. Häußermann (Hrsg.), *Stadtforschung in Deutschland* (S. 219–232). VS Verlag.

Holm, A. (2011). Reclaim Berlin: Soziale Kämpfe in der neoliberalen Stadt. In Bernt, M., Grell, B. & Holm, A. (Hrsg.), *Stadtpolitik im Zeichen neoliberaler Urbanisierung* (S. 167–190). VS Verlag.

Huber, F. J. (2013). Gentrifizierung in Wien, Chicago und Mexiko Stadt: Qualitative Stadtforschung und internationale Vergleichbarkeit. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, 38(3), 237–257. <https://doi.org/10.1007/s11614-013-0091-5>

K

Kadi, J. (2025, July 10). Vienna has been declared a renters' utopia. *The Guardian*. <https://www.theguardian.com/commentisfree/2025/jul/10/housing-crisis-in-europe-vienna-renters-social-housing>

Kessl, F., & Reutlinger, C. (2019). Handbuch Sozialraum: Grundlagen für den Bildungs- und Sozialbereich (2. Aufl.). Springer VS.

L

Lanz, S., & Löw, M. (Hrsg.). (2008). Urbanisierung der Gesellschaft. Transcript Verlag.

Lazzari, M. (2012, July 21–23). The role of social networking services to shape the double virtual citizenship of young immigrants in Italy. In Proceedings of the IADIS International Conference on ICT, Society and Human Beings 2012 (Lisbon, Portugal).

Lefebvre, H. (1991). The production of space (Original work published 1974). Blackwell.

Lefebvre, H. (2016). Das Recht auf Stadt (R. Reißig, Übers.). Hamburg: Edition Nautilus. (Original erschienen 1968)

Ley, D. (2003). Gentrification in the global context. *Annual Review of Sociology*, 29, 67–93.

Lipsey, R. G., & Lancaster, K. (1956). The general theory of second best. *The Review of Economic Studies*, 24(1), 11–32. <https://doi.org/10.2307/2296233>

Löw, M. (2001). Raumsoziologie (Orig.-Ausg.). Suhrkamp.

Löw, M. (2018). Vom Raum aus die Stadt denken: Grundlagen einer raumtheoretischen Stadtsoziologie. Transcript.

M

Mayer, M. (2009). The ‘Right to the City’ in the context of shifting mobilization practices. *City*, 13(2–3), 362–374. <https://doi.org/10.1080/13604810903020580>

Mayer, M. (2011). Das Recht auf Stadt in der Auseinandersetzung um die Neugestaltung urbaner Räume. In M. Mayer, C. Thörn & H. Thörn (Hrsg.), *Urban Movements in a Globalising World* (S. 63–85). Transcript.

Mayer, M. (2013). First world urban activism. *City*, 17(1), 5–19. <https://doi.org/10.1080/13604813.2013.757417>

Merton, R. K., & Barber, E. (2004). The travels and adventures of serendipity: A study in sociological semantics and the sociology of science. Princeton University Press.

Miller, D. (1987). Material culture and mass consumption. Blackwell.

Mitchell, D. (2003). The right to the city: Social justice and the fight for public space. Guilford Press.

Mitchell, W. J. T. (2002). Showing Seeing: A Critique of Visual Culture. *Journal of Visual Culture*, 1(2), 165–181.

O

Oswalt, P., Overmeyer, K., & Misselwitz, P. (2007). *Urban Catalyst: The Power of Temporary Use*. DOM Publishers.

R

Ramm, J., & Czernin, M. (Hrsg.). (2019). *Hundert Jahre Rotes Wien: Die Zukunft einer Geschichte* (Wiener Vorlesungen, Band 193). Böhlau Verlag.

Reichle, C. (2019). Obdachlosigkeit in der neoliberalen Stadt. *Sozial Extra*, 43(4), 14–18.

S

Schwarz, W. M., Spitaler, G., & Wikidal, E. (Hrsg.). (2019). *Das Rote Wien 1919–1934: Ideen, Debatten, Praxis* (Ausstellungskatalog des Wien Museums, Sonderausstellung 426). Birkhäuser.

Siebel, W. (2004). Die europäische Stadt: Mythos und Wirklichkeit. *Leviathan*, 32(3), 326–345.

Sieverts, T. (1997). *Zwischenstadt: Zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land*. Vieweg.

Simone, A. (2004). People as Infrastructure: Intersecting Fragments in Johannesburg. *Public Culture*, 16(3), 407–429. <https://doi.org/10.1215/08992363-16-3-407>

Smith, N. (1996). *The new urban frontier: Gentrification and the revanchist city*. Routledge.

Springgay, S., & Truman, S. E. (2018). *Walking methodologies in a more-than-human world: WalkingLab*. Routledge.

T

Thorne, K. S. (1994). *Black holes and time warps: Einstein's outrageous legacy*. W. W. Norton & Company.

Tonkiss, F. (2005). *Space, the City and Social Theory: Social Relations and Urban Forms*. Polity Press.

V

Vobruba, G. (2000). Soziale Ausgrenzung – Zum Zusammenhang von Integration und Desintegration. *Soziale Welt*, 51(3), 313–332.

W

Wacquant, L. (2008). Urban outcasts: A comparative sociology of advanced marginality. Polity Press.

Wacquant, L. (2010). Stigma und soziale Ausgrenzung im städtischen Raum. In L. Wacquant, Bestrafen der Armen. UVK.

Wetzstein, S. (2022). The financialization of housing: A comparative perspective. Urban Studies, 59(5), 1031–1050. <https://doi.org/10.1177/00420980211067635>

Williams, R. (2025). Housing markets and the power of finance: New directions in urban inequality. Routledge.

Zeitungsartikel:

CNBC. (2023, June 22). Vienna tops list of world's most liveable cities in 2023.

<https://www.cnn.com/2023/06/22/eiu-worlds-most-livable-cities-vienna-copenhagen-melbourne-top-list.html>

MeinBezirk.at. (2025, August 21). 19-Jähriger vor Kirche ausgeraubt und schwer verletzt. MeinBezirk Favoriten. https://www.meinbezirk.at/favoriten/c-lokales/19-jaehriger-vor-kirche-ausgeraubt-and-schwer-verletzt_a7333358

Krone.at Redaktion. (2024, Juli 5). Anrainer: „Ist das ein offizieller Drogenmarkt?“

<https://www.krone.at/3446454>

Krone.at Redaktion. (2024, August 13). Gewaltserie in Wien: Immer mehr Jugenddelikte. Krone.at.

<https://www.krone.at/3491789>

Der Standard. (2024, Juli 7). Die Sperrzone in Favoriten auf dem Prüfstand. DerStandard.at.

<https://www.derstandard.at/story/3000000226131/die-sperrzone-in-favoriten-auf-dem-pruefstand>

Der Standard. (2024, Juli 13). Der verstörende Fall der Antons-Bande. DerStandard.at.

<https://www.derstandard.at/story/3000000228179/der-verstoerende-fall-der-antons-bande>

Der Standard. (2020, September 12). Warum die Wiener Suchthilfe aufgestockt wird. DerStandard.at. <https://www.derstandard.at/story/2000119829580/warum-die-wiener-suchthilfe-aufgestockt-wird>

OE24.at Redaktion. (2024, März 25). Jugendgewalt: Schock über Serie der Eskalation. OE24.at. <https://www.oe24.at/oesterreich/chronik/jugendgewalt-schock-ueber-serie-der-eskalation/589727249>

Der Standard. (2024, Mai 26). Drogen, Gewalt, Macht – der Abgrund der Antons aus Favoriten. DerStandard.at. <https://www.derstandard.at/story/3000000221542/drogen-gewalt-macht-der-abgrund-der-antons-aus-favoriten>

Profil.at Redaktion. (2024, Mai 28). Wiener Kirche: Islamistische Beschmierungen sollen entfernt werden. Profil.at. <https://www.profil.at/oesterreich/wiener-kirche-islamistische-beschmierungen-sollen-entfernt-werden/402905751>

Economist Intelligence Unit. (2025). Global Liveability Index 2025. <https://www.eiu.com>

The Guardian. (2022, April 30). Could Vienna’s approach to affordable housing work in California? <https://www.theguardian.com/society/2024/apr/30/california-housing-vienna-lessons>

New York Post. (2025, Juni 18). US tanks in world’s most liveable cities index for 2025. <https://nypost.com/2025/06/18/lifestyle/us-tanks-in-worlds-most-liveable-cities-index-for-2025/>

Wien.orf.at. (2018, Oktober 20). <https://wien.orf.at/v2/news/stories/2942749/>

Hilfsmittelverzeichnis

Chat GPT: Die KI-Anwendung benutzte ich begleitend zur Strukturierung von Ideen und die Ordnung von Gedanken für einzelne Textabschnitte.

Außerdem unterstützte sie beim Erstellen von Exzerpten verwendeter Quellen aus Literatur und Medien.

Die Basis der Python Codes für von mir erstellte Graphiken beruht ebenfalls auf generierten Inhalten des Assistenzprogramms. Betroffen sind davon die Abbildungen 1 bis 4, sowie die Abbildung 33.

Alle in irgendeiner Form durch Chat GPT beeinflussten Inhalte meiner Arbeit wurden umfänglich überarbeitet.

Google Colab: Die Applikation wurde zur Generierung der verwendeten, auf Code basierenden, Abbildungen verwendet. Betroffen sind davon die Abbildungen 1 bis 4, sowie die Abbildung 33.

Anhang

1. Die Harrison-Wheeler Gleichung

Zentral für meine Überlegung sind die beiden in der Abbildung rechtsstehenden Textteile: Der Entartungsdruck, der aus Protonen und Elektronen entstandenen Neutronen wirkt als Gegendruck gegen den äußeren Gravitationsdruck, der das Objekt (z. B. einen Neutronenstern) zusammenzieht. Im übertragenen Sinn ermöglicht ihre Anpassungsfähigkeit den flinken Elektronen, so einer auslöschenden Verdichtung zu entgehen. Stark vereinfacht ruft räumliche Krafteinwirkung von außen eine gegenläufige Reaktion hervor, die den komprimierten Teil weiterexistieren lässt.

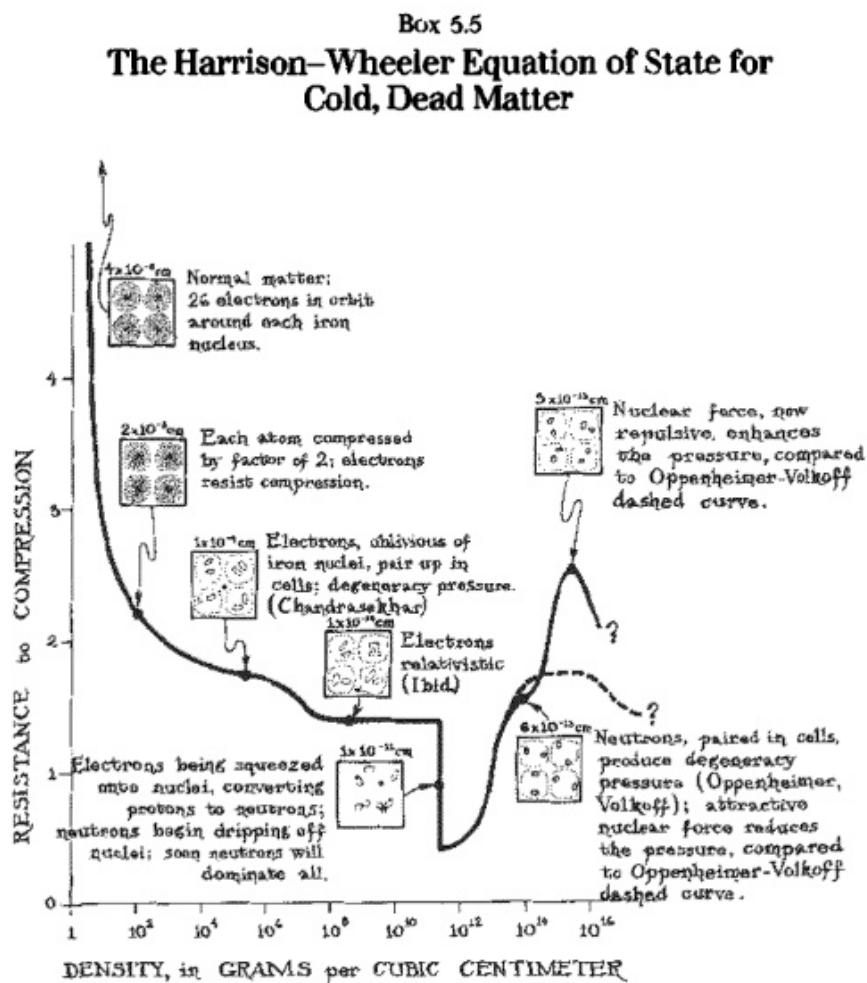


Abbildung 34: : Direkt entlehnt aus dem 1994 von Kip Thorne verfassten Werk „Black Holes and Time Warps: Einstein's Outrageous Legacy“ veranschaulicht diese Zeichnung die von John Archibald Wheeler und George M. Harrison 1965 publizierte Gleichung.